45
1. Novemberheft 1964

zb
ZEIT IM BILD

Poseidon
ist kein Stiefvater.

Weit aber ist der Weg vom Kutter in die Küche. Ist er zu weit? Große zb-Untersuchung: Der Fisch und wir.

Foto: Buschmann

Brief aus London • Von unserem Korrespondenten Theodore Doganis

Wohnungswechsel in der Downing Street 10

Vor 40 Jahren kam aus der englischen Provinz ein achtjähriger Junge mit seinem Vater nach London, um die Sehenswürdigkeiten der Metropole zu besuchen. In der Downing Street, vor der Nummer 10, stellte sich der Kleine vor die Tür der Wohnung des Ministerpräsidenten, und der Vater knipste ihn. Das Bild war gelungen, es wurde im Familienalbum aufbewahrt.

Der achtjährige Junge hieß Harold Wilson.

Heute, 40 Jahre später, heißt der neue Ministerpräsident Großbritanniens Harold Wilson, und die Londoner Presse hat das 40 Jahre alte Bild des kleinen Harold Seite an Seite mit den Fotografien veröffentlicht, die ihn heute vor der Tür von Downing Street 10, seiner neuen Wohnung, zeigen.

Der Einzug in die Residenz der Ministerpräsidenten Großbritanniens nach dem Siege der Labour Party fiel zeitlich zusammen mit dem Verschwinden des bisherigen Ministerpräsidenten und Nutznießers der Wohnung Downing Street 10.

Sir Alex Douglas Home verließ nämlich das Haus am frühen Nachmittag des 16. Oktober durch die Hintertür, und zwar in dem Moment, als Harold Wilson durch den Haupteingang das Haus betrat. Die britische Öffentlichkeit deutete den Auszug als den Beginn einer neuen interessanten Phase in der politischen Entwicklung Großbritanniens. Es war das Ende der 13jährigen (1951–1964) Herrschaft der Konservativen.

Zwar konnte die Labour Party die Parlamentswahlen nur mit wenigen Mandaten Mehrheit gewinnen. Dieser Sieg aber genügte, um die Konservativen – die Tories – endlich zu Fall zu bringen.

In der Tat: Die Labour-Mehrheit ist sehr knapp. Nur vier Sitze. 317 Labour-Abgeordneten stehen 313 der Opposition (304 Konservative und neun Liberale) gegenüber.

Bei uns in England finden die Wahlen nach dem Mehrheitssystem statt. In jedem der 630 Wahlbezirke wird nur ein Abgeordneter gewählt, und zwar derjenige, der die meisten Stimmen auf sich vereinigt. Dieses System begünstigt die zwei großen Parteien und ist sehr ungerecht gegenüber den kleineren Parteien, den Kommunisten und den Liberalen. Das ist auch der Grund, warum kein kommunistischer Kandidat und nur neun liberale Abgeordnete ins Parlament gewählt wurden, obwohl für die liberale Partei über drei Millionen Wähler, das sind mehr als zehn Prozent aller abgegebenen Stimmen, gestimmt hatten.

Die große Frage ist nun: Wird das neue Labour-Kabinett regieren können, wenn es im Parlament nur über eine Mehrheit von vier Sitzen verfügt?

Ministerpräsident Harold Wilson hat diese Frage sofort nach seiner Ernennung bejaht. Die kleine parlamentarische Mehrheit, sagte er, würde die Regierung nicht davon abhalten, resolut ihr politisches Programm durchzuführen. „Die ersten 100 Tage des Kabinetts werden Tage von dynamischer Aktivität sein", fügte er hinzu.

Welches ist nun das Programm, das die Labour Party ihren Wählern versprach? Hier die Hauptpunkte:

● Verstaatlichung der Stahlindustrie und der Wasserwerke

● Verstaatlichung des Baulandes, so daß billige Wohnungen für jene Millionen Familien errichtet werden können, die seit Jahren von der Wohnungsnot geplagt werden

● Verzicht auf britische Kernwaffen

● Friedliche Koexistenz zwischen Ost und West

● Opposition zum amerikanisch-westdeutschen Plan einer sogenannten multilateralen NATO-Kernwaffenmacht (MLF)

● Keine Kernwaffen für die westdeutschen Kriegstreiber. (Am 5. Oktober erklärte Harold Wilson in London: „Kein Labour-Ministerpräsident wird jemals einer Politik zustimmen, die es den Westdeutschen erlauben würde, ihren Finger auf den atomaren Auslöser zu legen.")

● Sozialistische (!) Wirtschaftsplanung, um die infolge der verfahrenen Politik der konservativen Regierung stagnierende britische Wirtschaft zu sanieren und zu modernisieren.

Selbstverständlich enthält das Labour-Programm auch negative Punkte. Wie zum Beispiel die Erklärung, daß die Labour-Regierung dem NATO-Bündnis treu bleiben wird.

Im Vergleich aber zu der durch und durch reaktionären Politik der konservativen Regierungen, die nach außenhin Großbritannien zu einem Satelliten der USA verwandelten und innenpolitisch sich hauptsächlich darum kümmerten, die Kapitalisten noch reicher zu machen, bedeutet die Bildung der neuen Regierung eine positive Entwicklung.

Übrigens wurden in das Labour-Kabinett auch einige Persönlichkeiten aufgenommen, die wegen ihrer fortschrittlichen Einstellung weit über die Grenzen Großbritanniens bekannt sind:

● Frank **Cousins** (Minister für Technologie) ist Generalsekretär der mächtigsten Gewerkschaft des Landes mit 1 300 000 Mitgliedern, der Transportarbeiter. Er ist einer der Führer der Bewegung für die Kernwaffenabrüstung Großbritanniens.

● Frau Barbara **Castle,** die das neugeschaffene Ministerium für die wirtschaftliche Entwicklung in den Überseeländern übernahm, ist als Vorkämpferin für die nationale Befreiung der Kolonien bekannt. Sie ist auch die Präsidentin der britischen Anti-Apartheid-Bewegung.

● Anthony **Greenwood** (Minister für Kolonien) ist Vorsitzender der Labour Party. Er hat kürzlich erklärt: „Steriler Antikommunismus ist eine sehr schlechte Grundlage, Außenpolitik zu betreiben."

Es ist also klar, daß in den Beratungen des Labour-Kabinetts die Stimme der Linken vernehmbar sein wird.

Daß über die Wahlniederlage der Konservativen und die neue Labour-Regierung das westdeutsche Regime sehr verstimmt sein würde, ist nicht verwunderlich. „In Bonner Regierungskreisen", meldete der liberale „Guardian", „wird Harold Wilson als deutschfeindlich angesehen."

Das ist freilich Unsinn. Weder Wilson noch seine Regierung sind deutschfeindlich. Im Gegenteil. Sie sind es nicht, weil sie gegen den westdeutschen Militarismus und Revanchismus, gegen die westdeutsche Kernwaffenaufrüstung, gegen die MLF und für eine kernwaffenfreie Zone in Mitteleuropa Stellung nehmen.

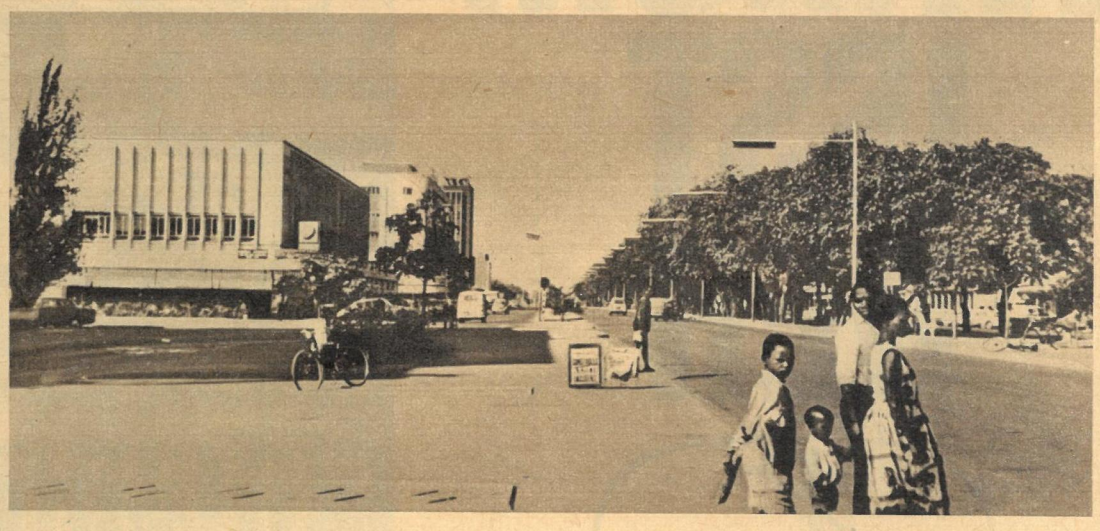
Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, muß man die neue Labour-Regierung als einen Gewinn für die Politik der friedlichen Koexistenz bewerten.

Die nächsten Wochen und Monate werden zeigen, ob und inwieweit die Erwartungen und Hoffnungen von der Labour-Regierung erfüllt werden.

Foto: Steffen

Nobelpreis für Martin Luther King

Eine hohe Ehrung wurde mit der Verleihung des Friedens-Nobelpreises 1964 dem amerikanischen Neger-Pfarrer Dr. Martin Luther King zuteil. Der Geistliche, der mutig gegen die Rassentrennung in den USA auftritt, weilte kürzlich bei uns. Hier in der Berliner Marienkirche.



Neu auf der Afrikakarte: Sambia

Sambia heißt der jüngste afrikanische Staat. Hauptstadt Lusaka (Bild). Das britische Kolonialgebiet Nordrhodesien wurde damit unabhängig.

Wie „Moppel" einen Bart erhielt

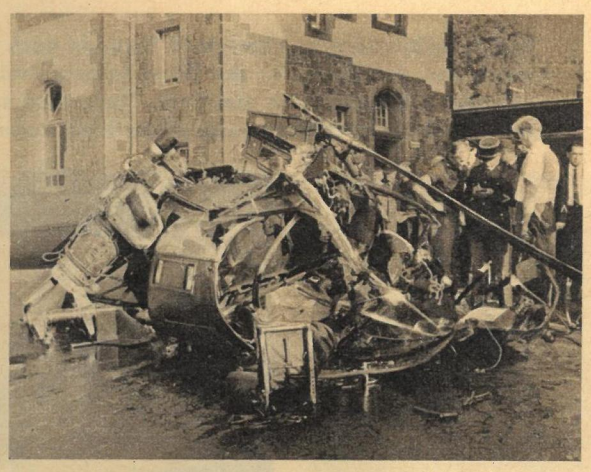
50. Hausbesichtigung im Metropol-Theater. Im Nu war Fußball-Altinternationaler „Moppel" Schröter vom Maskenbildner zum „alten Mann mit Bart" befördert.

Die blonde Schöne und ihr Hut

...so möchte man dieses Bild aus Paris nennen. Dem Fotograf kam es allerdings weniger auf die zarte Schönheit der blonden Dame an, sondern vielmehr auf den extravaganten Stil der Pariser Hutmode für den Herbst 1964.

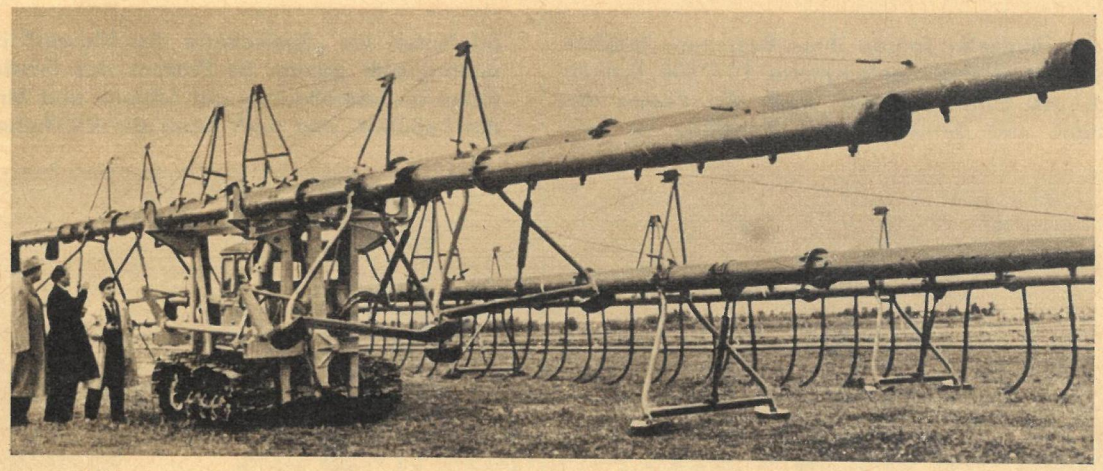
Des einen Ergötzen ist des anderen Fluch

In dem englischen Städtchen Bridgnorth gibt es einen heftigen Streit: Soll das alte Rathaus weg oder nicht? Die Romantiker wollen es dort lassen, wo es im 17. Jahrhundert gebaut wurde, die anderen fluchen über das verkehrshindernde Straßen-Eiland.



Unfreiwilliges Ziel: Bahnhofsvorplatz

Ein Hubschrauber der französischen Besatzungstruppen stürzte auf den Bahnhofsvorplatz von Konz bei Trier. Dabei wurde ein Soldat getötet. Unser Bild zeigt das völlig zertrümmerte Wrack, dessen ausgelaufener Treibstoff akute Explosions- und Brandgefahr hervorrief.

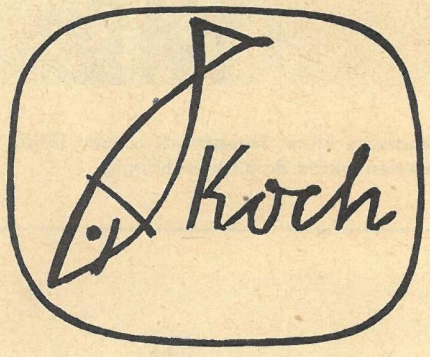


Wasser frei für Feld und Wiese

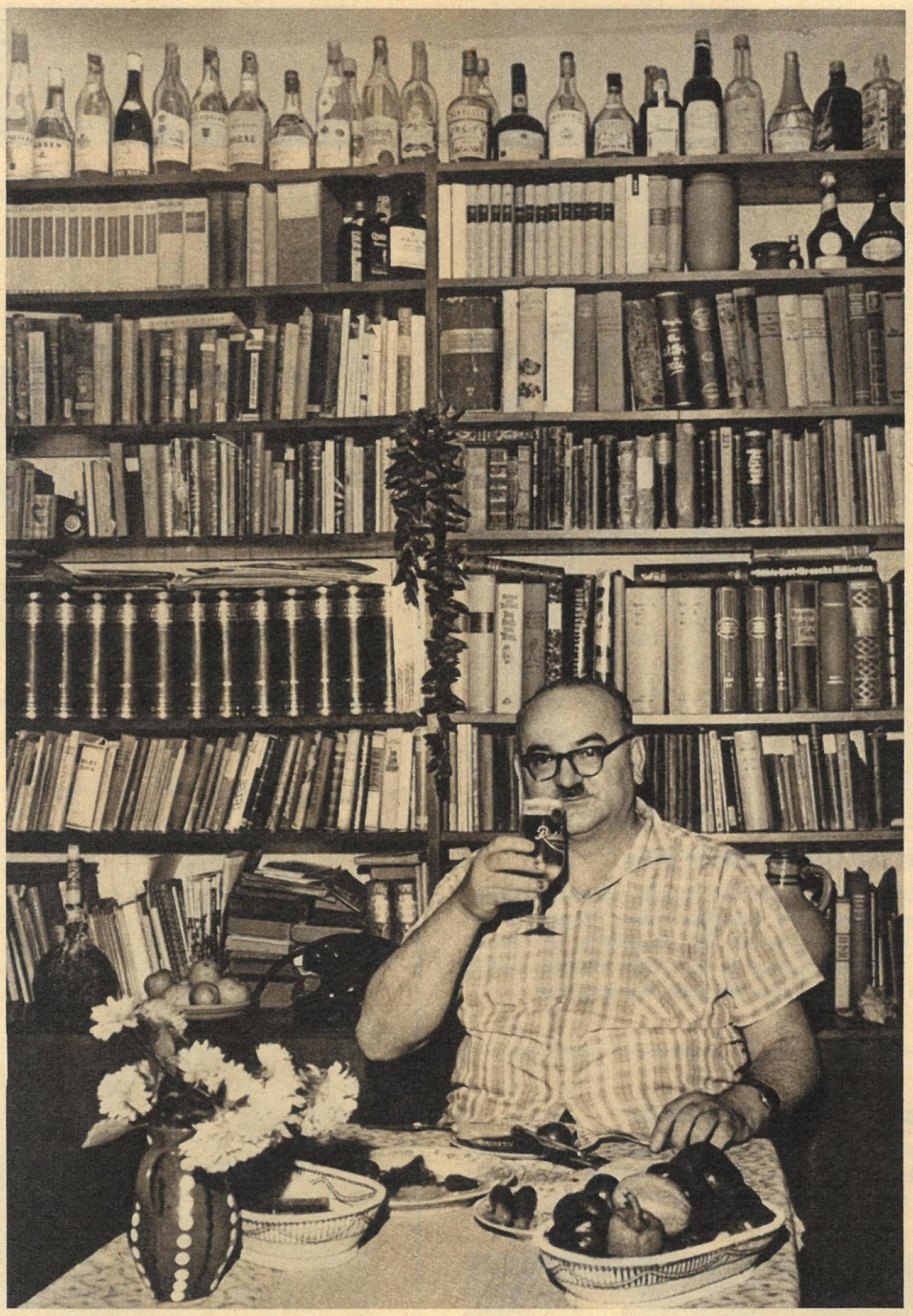
Für die regenarme Zeit haben die Konstrukteure aus der Moskauer Versuchs- und Forschungsstation für Bewässerung ein Aggregat von respektheischender Größe geschaffen. Es ist transportabel und sofort einsetzbar nach der Devise: Wasser frei für Feld und Wiese. Dieser wertvolle Helfer und „Regenwolken-Ersatz" wurde bereits auf großen Flächen der Landwirtschaft erfolgreich erprobt.

Fotos: Zentralbild / AP (2) / Preuß / TASS / HNA / Popper; Steffen

WARUM ISST DER



KÄSE ?



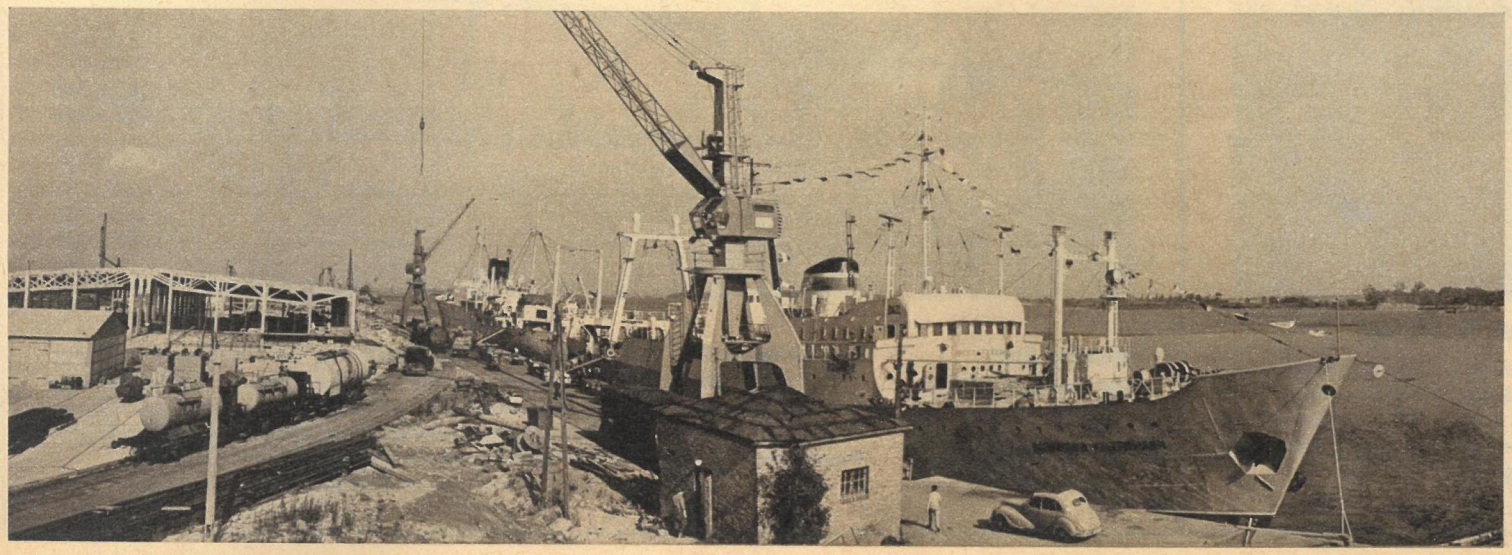
Beispielhafte Fangergebnisse ● Unterschiedliches Angebot ● Kühlkette intakt ● Derzeitige Handelspraxis ungenügend ● Aber Fisch gehört auf jeden Tisch ● Filialsystem im Fischhandel notwendig

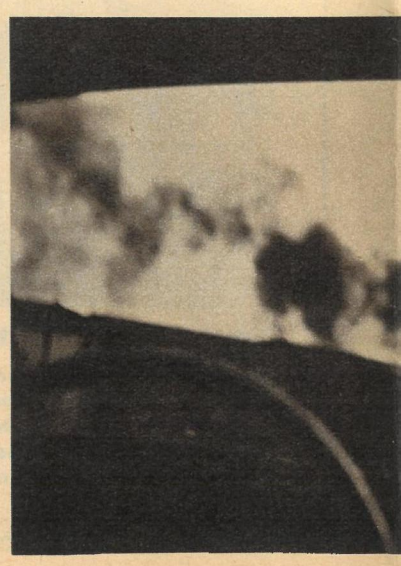
Wer eine Glatze hat, sollte kein Haarwasser anbieten, und wer keinen Fisch ißt . . .! Aber nicht doch. Erstens ist Herr Kroboth hier außer Dienst, und zweitens ist eine abwechslungsreiche Ernährung die gesündeste. Käse ist also s e i n e Abwechslung, ist I h r e aber der Fisch?

Zur Zeit werden in allen Meeren der Welt jährlich rund 15,3 Millionen Tonnen Fische gefangen. Der Hering hat mit 6 Millionen Tonnen daran den Hauptanteil. Länder wie Japan und Norwegen, die einen jährlichen Fischverbrauch von 70 und 52 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung ausweisen, haben daran einen entsprechend großen Anteil. Doch auch die DDR, deren Verbrauch mit 13 Kilogramm noch um rund 2 Kilogramm höher liegt als in Westdeutschland, kann hier ein Wort mitreden. Unsere Fangergebnisse sind noch schneller gestiegen, als die Flotte selbst gewachsen ist, und sie werden in den kommenden Jahren weiter ansteigen.

Herr Kroboth kann also bei der Zusammenstellung seiner Rezepte auf eine solide Basis vertrauen, und sein hier und da eingeflochtener Hinweis, daß von 16000 Fischarten auf der Welt erst etwa 30 genutzt werden, stört uns eigentlich wenig. Sehr störend hingegen empfinden wir, daß im Fischangebot des Handels mitunter nicht einmal zehn Prozent dieser 30 Arten erreicht werden. Der Weg vom Fernsehrezept zum fertigen Gericht scheint oftmals weiter als der des Fisches von Labrador zum Ladentisch. Der Hinweis des Fischkoches, daß „der Fisch ein wildes Tier ist, das erst gefangen werden muß", stimmt. Es stimmt auch, daß die Fänge an Rundfisch (Schellfisch, Dorsch) auf Grund veränderter biologischer und hydrologischer Bedingungen in den bisherigen Fischgründen stark zurückgegangen sind und die weiteren Fangwege zum Filetieren und Einfrieren auf den Verarbeitungsschiffen zwingen. Doch stimmt es nicht auch, daß die vielfältigen Zubereitungsmöglichkeiten des Filets diesen scheinbaren Mangel ausgleichen?

In den fünfzehn Jahren ihres Bestehens landete allein unsere Hochseefangflotte 1077000 Tonnen Fisch an. Hinzu kommen noch die Fänge der Küsten- und Binnenfischerei. Poseidon ist kein Stiefvater, die „Speisekarte des Meeres" ist also umfangreich genug. 86 Prozent des Frischfisches rollen im Schnelldienst auf Schiene und Straße in die Republik, und noch bevor die Kühlkette überhaupt reißen könnte, nämlich 16 Stunden nach Abgang von der Küste, ist die Ware in den Bezirksstädten, mit Ausnahme von Suhl. Fisch, eine stark eiweißhaltige und leicht verdauliche Kost, kann an





Bereits seit 1963 ist seitens des Großhandels die Gewähr gegeben, den Einzelhandel wunschgemäß zu versorgen. Aus eigenem Aufkommen und Importen standen im Vorjahr 18000 Tonnen verschiedene Filets zur Verfügung, die noch durch 10000 Tonnen Süßwasserfische (50 Prozent Karpfen) ergänzt wurden. Erfahrungen und Tests zeigen, daß der Einzelhandel oft das Risiko scheut, zuwenig Ware annimmit und auch im Sortiment die vorhandene Breite nicht anbietet, weil es an einer richtigen Bedarfseinschätzung fehlt. So bewies zum Beispiel ein Versuch im Bezirk Halle, daß allein durch die Einführung eines Bestelldienstes der bisherige Quartalsumsatz in einem Monat erreicht wurde. Doch es gibt noch mehr Sorgen im Großhandel. Die rund 20000 Fischverkaufsstellen in der ganzen Republik, zu denen noch einmal ebenso viele Geschäfte kommen, die nur Fischware führen, reichen nicht aus, um alle Orte ausreichend zu beliefern. Was fehlt, ist der Ausbau des ambulanten Fischhandels. 33,1 Prozent unserer Bevölkerung, das sind 5690000 Menschen, leben in Orten unter 3000 Einwohnern. Auch sie möchten wöchentlich zweimal Frischfisch kaufen. Notwendig wären rund zweihundert Spezialfahrzeuge, die jedes für sich dann eine Spezialverkaufsstelle mit vollem Sortiment wären. Ein Ministerratsbeschluß und die erforderlichen Mittel sind da, wo aber bleibt die Verwirklichung?

Aber auch der Einzelhandel hat seine Probleme. Der Mangel an Fachpersonal und die große Fluktuation zeigen, daß hier die ökonomischen Hebel zu kurz oder falsch angesetzt sind. Der materielle Anreiz, Fisch zu verkaufen, ist kaum größer als bei Parfüm, und die Mehrzahl der Verkaufskräfte ist außerdem überfordert. So ist zum Beispiel das Zerteilen der tiefgefrosteten Filetblöcke eine zeit- und kraftaufwendige Arbeit. Eine Änderung der Größe der angelieferten Packungen läßt sich von heute auf morgen nicht erreichen, wohl aber eine Arbeitserleichterung durch eine mechanische Säge. Warum gibt es diese nicht in den Verkaufsstellen? Eine andere Frage ist die individuelle Werbung im Einzelhandelsgeschäft. Hier muß und kann noch mehr getan werden. Die Skala reicht von der Schaufensterdekoration bis zur Verkostung. Werbung heißt besonders im Fischhandel Kundenberatung, denn Fisch muß nach dem Fangaufkommen angeboten werden, nach Wunsch fangen läßt er sich nicht.

Obwohl das Fangaufkommen und auch der Bedarf an Fisch wesentlich gestiegen sind, hat sich dennoch seit vielen Jahren in der Einzelhandelspraxis nichts Wesentliches geändert. Im Gegenteil, die jetzige Organisationsform des Fischhandels hinkt dem internationalen Stand weit hinterher. In der ganzen Welt hat sich gezeigt, daß ein Aufbau nach dem Filialsystem unter einheitlicher Leitung und in Regie der Fischwirtschaft die für alle Beteiligten günstigste Organisationsform ist. Je schneller die Fachleute dieser Branche den Weg zur international bewährten Form finden, um so besser wird auch unser Fischhandel seine Aufgaben zur Zufriedenheit aller lösen.

Als Letzte stehen schließlich wir, die Verbraucher, dem Fisch gegenüber. Sind wir ehrlich, die bequeme Redensart: „Die haben doch nicht das Gewünschte", hat uns oft abgehalten, nachzufragen. Das Angebot ist wesentlich gestiegen, und manches Krobothsche Rezept verdient es wirklich, ausprobiert zu werden. Fisch gehört nun einmal zur modernen Ernährung und sollte in jeder Woche zweimal als Hauptgericht auf dem Tisch stehen, das dürfen wir Herrn Kroboth unbesehen glauben.

Ein Wort noch zu Konserven. Auch dieses Thema ist, wie vielleicht mancher denkt, kein heißes Eisen, das wir bewußt umgangen haben. Im Gegenteil, wir wollen darüber genauso ausführlich sprechen und haben uns deshalb dafür die nächste Ausgabe der „zb" vorbehalten, in der unser Beitrag „Fisch aus der Büchse" erscheint.

So kennen wir unsere Fischgeschäfte seit Jahrzehnten. Wie breit auch die Palette der Ware in der Zwischenzeit geworden ist, das Schaufenster zeigt sie selten. Mit Kreide beschriebene Tafeln und Handmalereien an Scheiben „werben" für das Angebot. Bitte stellen Sie sich ein Textil- oder Lebensmittelgeschäft vor, wo in gleicher Weise das Sortiment angepriesen wird. Sie gingen achtlos daran vorbei. Doch nicht zu Unrecht sagt das Sprichwort, daß der Appetit beim Essen kommt. Der Appetit zum Fisch käme sehr oft, wenn man ihn sähe oder ihn auch mal kosten könnte. So aber bleibt er für den Kunden anonym.

Text: G. Fischer

An der Erarbeitung dieses Beitrages waren beteiligt: E. Leib, Suhl; S. Knappe, Gera; J. Lippold, Leipzig; H. Hofmann, Karl-Marx-Stadt; K. Bliedtner, Magdeburg; H. Gotsch, Halle; W. Winkler, Dresden; H. Ingrisch, Erfurt.

Wie schnell und in welchem Umfang kommt der Fisch in den Laden? „zb" wollte das genau wissen, und Sie sollen es erfahren. Am Montag und Dienstag der Woche unserer Untersuchung gingen laut unseren Recherchen in die Bezirke:

12 Tonnen Filet

Bezirk Magdeburg

Bezirk Halle

23,8 Tonnen Filet, 2,4 Tonnen Hering, 2,6 Tonnen Rundfisch, 3 Tonnen Plattfisch, 0,3 Tonnen Edelfisch

Bezirk Erfurt

2,9 Tonnen Hering, 3,7 Tonnen Rundfisch, 1,8 Tonnen Plattfisch

Bezirk Gera

9 Tonnen Hering, 1 LKW mit 2 Tonnen Plattfisch

Bezirk Suhl

1 LKW mit 2 Tonnen Plattfisch

Bezirk Dresden

11 Tonnen Hering, 1 LKW mit 5,3 Tonnen Plattfisch

Bezirk Leipzig

16 Tonnen Hering, 1 LKW mit 3,8 Tonnen Plattfisch, 11,5 Tonnen Filet, 1,2 Tonnen Rundfisch, 2 Tonnen Plattfisch

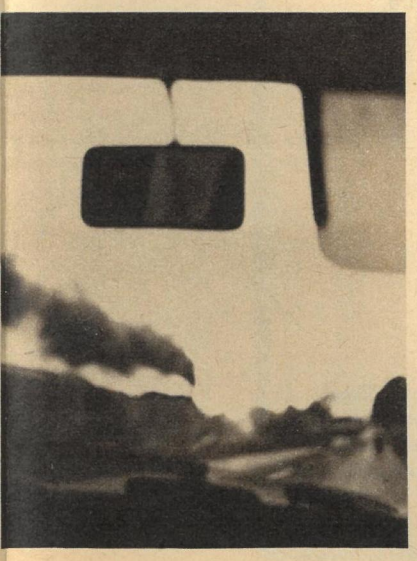
Bezirk Karl-Marx-Stadt

6,7 Tonnen Hering, 2,3 Tonnen Rundfisch, 0,9 Tonnen Plattfisch.

In den jeweils renomiertesten Spezialgeschäften der Bezirkshauptstadt wurden am darauffolgenden Donnerstagnachmittag 15 Uhr angeboten: Magdeburg (Foto rechts) 1 Sorte Kochfisch, 2 Sorten Filet. Halle: 4 Sorten Kochfisch, 1 Sorte Filet. Erfurt: 1 Sorte Filet. Gera: 1 Sorte Kochfisch, 2 Sorten Filet. Suhl: 4 Sorten Filet. Dresden: 3 Sorten Filet. Leipzig: 3 Sorten Kochfisch, 3 Sorten Filet. Karl-Marx-Stadt: 4 Sorten Filet. Grüne und Salzheringe waren überall reichlich im Angebot. Die Kundenzahlen dieser Geschäfte schwanken zwischen 3000 täglich in Leipzig und 600 in Gera. Verlangt wird das volle Sortiment, und wo es vorhanden ist, gibt es zufriedene Kunden und – Umsatz! Was unsere Untersuchung ergab, Schwankungen im Angebot, gilt in weit höherem Maße für die Mehrzahl aller anderen Fischgeschäfte. Unkenntnis des Bedarfs – mangelhafte Dispositionen – ungenügendes Sortiment, das sind die Schlingen jenes gordischen Knotens, den es zu zerschlagen gilt.

jedem Mittag frisch auf dem Tisch stehen. An Rezepten fehlt es dank des Fischkochs nicht, wohl aber an ihrer Nutzung, vor allem auch durch die Großverbraucher. Was Herr Kroboth fast täglich seinem Publikum vorträgt, sollte sowohl in Werkküchen als auch in besonderen Fischgaststätten, deren Einrichtung zumindest in jeder Großstadt kein Problem sein dürfte, ein viel breiteres Echo finden, denn die Liebe zum Fisch geht zuallererst und ausschließlich durch den Magen.

Fotos: Roski, Peter jr. (1), Pospischil (1)



KAPPEN FEST

Ein Turban-Hut in Hasenhaar-Melousine. Er eignet sich ganz besonders zur Komplettierung festlicher Kleidung. Es gibt für diese Form mehr Variationen als man zunächst annimmt, und ganz gewiß wird der Turban seine Freunde finden.

Aus hellem Melousine-Filz wurde diese Rembrandt-Kappe (unten) gearbeitet. Die Punkte wie auch das Bandeau sind schwarz. Im Bild daneben eine elegante Kappe aus Hasenhaar-Melousine mit feiner Stepperei auf dem Bandeau. Schmuckelemente bei den Kappen: Schleifen, Bänder, Agraffen, Clips und Nadeln. – Bei den Herrenhüten bleibt der Manhattan im Gespräch, hier mit modisch breitem Ripsband.

Wie aus gut informierten Kreisen der Hutindustrie verlautet, gibt es für die Herbst- und Wintersaison nur einen erklärten Favoriten: den Kappenhut. Was sich bereits im Vorjahr durch sportliche Gestaltung für die jugendliche Trägerin andeutete, wird jetzt in recht variabler Gestaltung für jede Altersgruppe aktuell. Es ist denkbar, daß wir in dieser Saison ein wahrhaftes Kappenfest feiern. Der Gerechtigkeit halber sollen aber auch die Turban-Hüte und die klassischen Sporthüte als Mitbewerber um die Gunst der Frauen genannt werden.

Die weiße Matrosenkappe mit blauem Ripsband ist besonders für jugendliche Trägerinnen geeignet. Auffallend ist, daß bei nahezu allen Kappen der Rand besonders betont wird.

Fotos Berke

In der Farbskala finden sich volle, satte Töne: Kräftiges Blau, dunkleres Rot, Giftgrün. Neben schweren Topas- und Bernsteintönen stehen Grünoliv, Grautöne und Schwarz. Dazu kommen violette Farbnuancen.

Professor Dr. Wolfgang Ullrich
Direktor des Zoologischen Gartens Dresden

WELTREISE DURCH DAS TIERREICH (11)

GEISTER BEI TAG UND BEI NACHT

Es war in der Masaisteppe. Die Sonne war feuerrot am Horizont versunken. Wir saßen vor unserem Zelt, lauschten in die Tropennacht und tranken Tee, der wie stark gewürzte Fleischbrühe schmeckte. Das lag an dem Wasser, das wir verwenden mußten. Es stammte aus einem kleinen Wasserloch in einem sonst völlig ausgetrockneten Flußbett. Außer an dieser Stelle gab es weit und breit keinen Tropfen Wasser. Der Boden ist in der Masaisteppe sehr salzhaltig, und so tranken wir mit Ekel die salzige Brühe. Auch der Gedanke, daß alle Tiere der Umgebung zu diesem Wasserloch kommen mußten, um ihren Durst zu stillen, war nicht sehr angenehm. Wir hatten ihre Spuren gesehen; mit ihren Hufen, Mäulern und Exkrementen verschmutzten sie das Wasserloch, dessen Inhalt nur noch aus einer gelben, lehmigen Flüssigkeit bestand. Deshalb mußten wir unseren Tee auch lange sieden lassen.

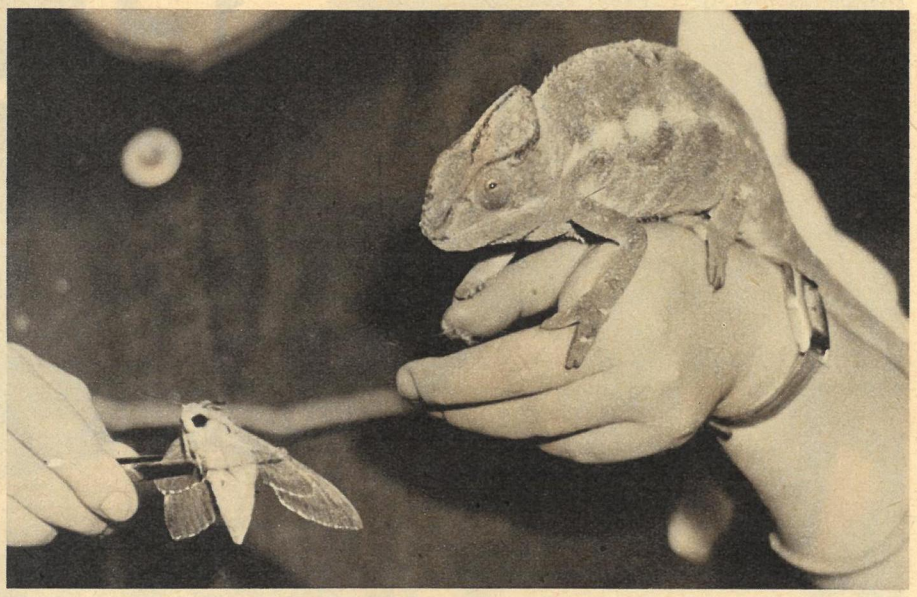
In der Nähe keckerten Schakale. Dann war es wieder still. Von den Löwen wußten wir, daß sie erst um Mitternacht ihre Stimme hören ließen. Plötzlich wurde die Stille durch das Schreien eines kleinen Kindes unterbrochen. Doch dieser unheimlich klingende Laut kam nicht aus einer Hütte des Masaidorfes, in dessen Nähe wir lagerten, er kam aus der Krone des Baumes über uns! Ich schaute in die Äste hinauf, konnte aber beim unruhig flackernden Schein des Feuers kein lebendes Wesen entdecken. Wieder erklang das erbärmliche Schreien. Langsam griff ich nach der Taschenlampe, die vor mir auf dem Tisch lag und richtete den Kegel des Scheinwerfers in das Geäst der Schirmakazie. Da blitzten zwei große runde Punkte auf, nur für Sekunden, verschwanden wieder und in einem riesigen Sprung flog ein kleiner Körper mit einem langen buschigen Schwanz durch die Luft zum nächsten Baum. Ein Buschbaby hatte uns einen Besuch abgestattet. Wir hörten seinen Ruf noch mehrmals in dieser Nacht. Die Engländer haben diesem Halbaffen, der von den Zoologen Galago genannt wird, den Namen Buschbaby gegeben, weil seine Stimme dem Weinen eines Kleinkindes gleicht. Wie die meisten Halbaffen sind auch die Buschbabys Tiere der Nacht. Man kann es schon an ihren großen Augen erkennen. Sie sind auch ausgezeichnete Springer. Wir haben lange Zeit Buschbabys in unserer Wohnung beherbergt und waren von den großen Sätzen, die sie machten, immer wieder überrascht. Sie ernähren sich vorwiegend von Insekten, verschmähen aber auch reife Früchte nicht. Brehm schreibt über die Galagos: „Fernsichtig wie ein Luchs, feinhörig wie eine Fledermaus, scharfspürig wie ein Fuchs, zwar nicht eben verständig, wohl aber listig, die Gewandtheit des Affen mit der einer Schlafmaus vereinend, die Unfehlbarkeit des Angriffs durch Dreistigkeit noch vermehrend, wird der Galago zu einem furchtbaren Feind des Kleingetiers."

Die Galagos kommen in verschiedenen Arten in Afrika vor. Die riesigen Augen kennzeichnen den Galago als Nachttier. An den Händen sind deutlich Verdickungen zu erkennen, die diesem ausgezeichnetem Kletterer und Springer das Haften an den Ästen erleichtern. Wie Fledermausohren, sind auch die Ohren der Galagos dünn wie Pergamentpapier und zeigen eine gerippte Struktur.

Die Zunge
hat mit ihrer gelappten Spitze
das Insekt ergriffen
und zieht ihre Beute in das Maul
des Jägers hinab.

Nur keine Angst vor Chamäleons. Sie sind harmlose, kleine Echsen. Die neugeborenen Chamäleonkinder sind in ihrer Körperlänge kaum größer als ein Fingerglied. Sie müssen sich vom ersten Tag ihres Lebens an selbständig ernähren.

Fotos: Eva Honig (2), Prof. Ullrich



Das Pantherchamäleon
im Dresdner Zoologischen Garten
läßt sich
aus der Hand füttern.

Die meisten Halbaffen leben auf Madagaskar, wo auch die Makis oder Lemuren zu Hause sind. Im alten Rom verstand man unter Lemuren die Seelen solcher Verstorbenen, die im Jenseits keine Ruhe finden können und zur Strafe als Poltergeister auf der Erde umgehen müssen. Vom 9. bis 13. Mai wurde das Fest Lemuralia gefeiert, das die Poltergeister vertreiben sollte. Die nächtliche Lebensweise der meisten Halbaffen und ihre eigenartige Stimme hat ihnen wohl zu diesem Geistern-namen verholfen.

Wenn Brehm die Galagos auch mit Fledermäusen vergleicht, so bezieht er sich dabei auf das feine Gehör. Ähnlich den Ohren dieser Flattertiere sind die Ohren der Galagos sehr dünn und lassen sich wie Papier zusammenknittern. Auf diese Weise kann der Galago seine Ohren förmlich verschwinden lassen. Von den Ohren der Fledermäuse ist bekannt, daß sie als Ultraschallempfänger dienen. Fledermäuse stoßen Schreie aus, die für unser Ohr unhörbar sind. Es wurden Ultraschallwellen mit 30 000 bis 70 000 Schwingungen je Sekunde gemessen. Wenn die Ultraschallwellen auf ein Hindernis stoßen, werden sie zurückgeworfen und erreichen als Echo das Ohr der Fledermaus. Auf diese Weise orientiert sich die Fledermaus im Flug über Hindernisse und fliegende Insekten, die ihr als Beute dienen. Ob auch die Galagos über ein derartiges Ultraschallsystem verfügen, ist noch nicht untersucht worden. Sehr wahrscheinlich ist jedoch, daß ihre dünnhäutigen Ohren ausgezeichnete Empfänger sind, die es dem „Nachtgespenst" ermöglichen, seine Beute zu finden.

Wenn sich die Galagos zum Tagesschlaf in ihre Baumhöhlen zurückziehen, beginnt ein anderer Insektenjäger der Buschsteppe nach Nahrung Ausschau zu halten, das Chamäleon. Mit den Halbaffen ist es nur durch den Aberglauben der Menschen verbunden, denn Chamäleons sind Echsen, von denen allerdings in Afrika und auf Madagaskar furchtbare Dinge berichtet werden. Als wir in Ostafrika einen solchen kleinen „Wechselbalg" entdeckten und ihn auf die Hand nahmen, schrieen unsere afrikanischen Begleiter entsetzt auf und riefen uns zu, wir sollen das Tier töten, da es sehr giftig sei und allein sein Anblick schon Unglück bringe. Ich weiß nicht, warum diese völlig harmlosen Tiere in ihrer Heimat derartig in Verruf gekommen sind. Chamäleons können dem Menschen gar nicht gefährlich werden, denn sie ernähren sich ausschließlich von Insekten. Eine Ausnahme bildet eine verhältnismäßig große Art, die auch kleine Vögel und Säugetiere frißt. Als meine Frau das Chamäleon gar noch von ihren Schultern über das Gesicht hinweg auf ihren Kopf klettern ließ, von wo es nach Insekten spähte, waren unsere Afrikaner über diesen ihnen unverständlichen Leichtsinn sprachlos. Unsere Bemühungen, sie von der Harmlosigkeit dieses Tieres zu überzeugen, blieben völlig ergebnislos. Eine Puffotter oder eine Brillenschlange hätte nicht größere Angst auslösen können, als unser kleines, unschuldiges Chamäleon.

Ich nannte das Tierchen „Wechselbalg", weil es tatsächlich seine Hautfarbe in kurzer Zeit verändern kann. Dieser Farbwechsel richtet sich jedoch nicht nur nach der Farbe der Umgebung, sondern auch nach der Stimmung des Tieres. So kann es vor Angst fast weiß werden, wenn man es ergreift und festhält. Dabei wehrt es sich natürlich und beißt, wie jedes Tier, das sich bedroht fühlt. Aber auch der Biß ist harmlos und erzeugt keine Schmerzen. Kühle Temperatur kann ebenso eine Veränderung der Farbe bewirken, und bei kranken Chamäleons beobachtete ich im Zoo, daß sie wenige Tage vor ihrem Tod scheckig wurden. Natürlich kann ein Chamäleon nicht jede Farbe annehmen; es verfügt nur über eine bestimmte Farbskala, innerhalb der es sich verändern kann.

Das Interessanteste am Chamäleon ist jedoch seine Zunge. Bei Reptilien kann die Zunge eine sehr wichtige Rolle im Rahmen der Orientierung spielen. Jeder kennt das Züngeln der Schlangen und Eidechsen. Es gibt auch Schlangen, die ihre Zunge als Lockmittel für die Beute benutzen. Sie wird dabei über den Kopf hinausgestreckt und die Zungenspitze bewegt sich dann wie ein zappelndes Insekt, so daß der Frosch beutegierig herankommt. Dann wird er selbst ein Opfer der Schlange, die ihre Zunge als Faszinationsorgan benutzte. Einzigartig im ganzen Tierreich ist aber die Funktion der Zunge des Chamäleons: Sie wird als Geschoß verwendet! Die Zunge ist mindestens ebensolang wie das ganze Tier. Blitzschnell wird sie aus dem Mund herausgeschleudert und ergreift das anvisierte Insekt. Bis vor kurzem glaubte man, daß die Insekten an der kolbenförmigen Verdickung der Zungenspitze kleben bleiben. Die Erfindung des Elektronenblitzes hat es uns ermöglicht, diesen unwahrscheinlich schnellen Ablauf im Bild festzuhalten. Dabei zeigte es sich, daß außer dem klebrigen Sekret noch eine zweite Haftmöglichkeit geschaffen ist; die Zunge kann sich wie ein kleines Mäulchen an ihrer Spitze öffnen und das Insekt festklemmen.

Damit dieser Schußapparat sicher funktioniert ist es natürlich notwendig, daß die Augen des Chamäleons ihr Ziel genau anvisieren. Diese Augen sind ebenfalls wieder von wundersamem, abnormem Bau. Sie haben die Form eines Kegels, dessen Basis auf einer Halbkugel sitzt, mit der das Auge in seiner Höhle nach allen Seiten beweglich ist. Die Spitze des Kegels ist abgeschnitten und in der Öffnung sitzt die Linse. Wie ein Fernrohr kann sie in jede gewünschte Richtung, sogar nach hinten gedreht werden. Aber damit noch nicht genug. Die Augen sind sogar unabhängig voneinander beweglich. Während also das eine Auge nach vorn oben schaut, kann das andere Auge gleichzeitig nach hinten unten schauen. Zur Zeit befinden sich im Terrarium des Dresdner Zoos zwei Pantherchamäleons aus Madagaskar. An diesen Tieren läßt sich die erstaunliche Beweglichkeit der Augen gut beobachten. Wenn der Pfleger, was täglich vor den Besuchern geschieht, mit einer Pinzette Insekten dem Tier entgegenhält, kann man deutlich sehen, wie das eine, dem Insekt zugewandte Auge die Beute betrachtet, während das andere Auge noch mit dem Absuchen der Umgebung beschäftigt ist. Dann bewegt sich das Insekt an der Pinzette. Der Kopf des Chamäleons wendet sich ihm zu. Auch das andere Auge nimmt nun Blickrichtung auf das Insekt hin, beide Augen peilen jetzt die Beute an. Das Chamäleon hebt den Körper, indem es seine Beine streckt. Dabei pendelt es mit dem Kopf hin und her. Es erweckt den Eindruck, als bereite es ihm große Mühe, sich auf gestreckten Beinen zu halten. Aber dieses Hin- und Herpendeln dient offensichtlich dem genaueren Zielen. Und dann schießt die riesige Zunge hervor, erfaßt das Insekt und ist schon wieder im Mund des Tieres verschwunden, das mit seinen mächtigen Kiefern auf der Beute herumkaut.

Chamäleons werden in kurzer Zeit handzahm. Sie sind überhaupt keine Tiere der Flucht. Langsam klettern sie von Zweig zu Zweig. Die meiste Zeit des Tages bleiben sie ruhig sitzen und warten auf ihre Beute. Das lohnt sich besonders in der Nähe von Blüten, die Insekten anlocken. Besieht man sich aber einmal ein Chamäleon durch die Lupe, so glaubt man, das Modell aller Höllendrachen zu sehen, die jemals in Märchen und Sagen eine Rolle spielten.

Der Schuß mit der Zunge ist geglückt, der Falter klemmt zwischen den großen Kiefern des Chamäleons und wird in Ruhe verspeist.

Entdeckungsreise

Mit großen runden Kulleraugen erobern unsere Kleinen die Welt der Erwachsenen. Was gibt es da nicht alles zu sehen, zu bestaunen und zu entdecken! Wißbegierig stellen sie ihre Fragen. Der Erwachsene erklärt und entdeckt dabei so manches wieder. Altvertrautes gewinnt an Bedeutung: Wie schwer war unser Beginnen! Fast vergessen! Wir vergessen vielleicht ein bißchen zu schnell vor dem vielen Neuen rings um uns. Dabei haben wir alle unseren Schweiß in das Neue investiert. Nicht jeder ist ein Mann vom Bau, der stolz „seine" Häuser zeigen kann. Aber erzählen, berichten – „Da und dort und daran habe auch ich mitgewirkt" – kann doch jeder! Es wird eine richtige kleine Entdeckungsreise. Mehr wollten wir auch nicht, als wir unsere Reporter in alle Teile der fünfzehn Jahre jungen Republik schickten. Sie hatten den Auftrag, unsere Bezirke vorzustellen, Zahlen und Faktenmaterial zu sammeln. Wenn Sie umblättern, werden Sie den letzten Beitrag dieser Serie vor sich haben. Mit fast 100 Fotos und mehr als 2000 Druckzeilen Text berichteten wir über unsere fünfzehn Bezirke. Groß war das Echo unserer Leser. Viele schrieben, daß sie schon längst auf eine solch informative Serie gewartet hätten. Sie lobten und gaben Hinweise, ja sie entdeckten auch, daß vieles fehlte. So zum Beispiel Walter Thoß aus Zschopau im Erzgebirge:

„Als regelmäßiger Leser Ihrer Zeit im Bild – mit der ich nebenbei bemerkt bisher ganz zufrieden war – wurde mir und vielen meiner Kollegen mit Ihrer Nummer 39 ein arger Stoß versetzt. Wenn Sie nicht ausgerechnet in der gleichen Nr. 39, auf den Seiten 8 und 9, besonders ausführlich die meisterhaften Fahrer und zuverlässigen MZ-Maschinen anläßlich der für uns siegreichen XXXIX. Six Days mit Recht so rühmend hervorgehoben und geschildert hätten, könnte man annehmen, daß die Existenz des in allen Erdteilen bekannten und berühmten MZ-Werkes sich noch nicht in Ihrer Redaktion herumgesprochen hat. Wie wäre es sonst zu erklären, daß Sie ausgerechnet unser, wie schon erwähnt bekanntes Zschopau, mit seinem Motorradwerk, auf das wir Motorradbauer besonders stolz sind, auf der Kartenskizze der letzten Seite einfach vergessen?"

Oder Professor Dr. Hans Petzsch aus Halle an der Saale zur gleichen Karte:

„Sämtliche Universitäten der DDR sind eingezeichnet, nur die nunmehr seit 462 Jahren bestehende Martin-Luther-Universität ist in Dresden anscheinend nicht existent!"

Spricht aus diesen beiden Lesermeinungen, die für viele stehen mögen, nicht ein berechtigter Stolz? Wir sind froh, daß uns nicht die Freitaler Edelstahlwerker geschrieben haben oder die Papiermacher aus Schwedt, die Riesaer Stahlwerker oder die Kraftwerker von Trattendorf, die Chemiewerker von Lauta oder, oder ... Sie sind gewiß nicht weniger stolz auf ihr Werk als die Zschopauer oder Professor Petzsch aus Halle auf seine Universität. Doch wie eine DDR-Karte zeichnen, wenn allein von 1946 bis 1953 nicht weniger als 1018 Betriebe durch unser aller Fleiß wiederhergestellt oder neu aufgebaut wurden, wo unsere Republik in den ersten fünfzehn ihrer Lebensjahre 20 neue Hoch- und 100 Fachschulen einrichtete oder allein an der Deutschen Akademie der Wissenschaften über 80 Institute gegründet wurden? Punkt an Punkt würde kommen, unsere Landkarte wäre ein großer Klecks. Trotzdem lohnt es, auf Entdeckungsreise zu gehen. Und so beenden wir zwar mit den nächsten beiden Seiten eine Serie, doch die zb-Reporter sind bereits wieder unterwegs, um in anderer Form über unsere Republik zu berichten und viele interessante Informationen zusammenzutragen. So ist das Beenden zugleich ein neues Beginnen.

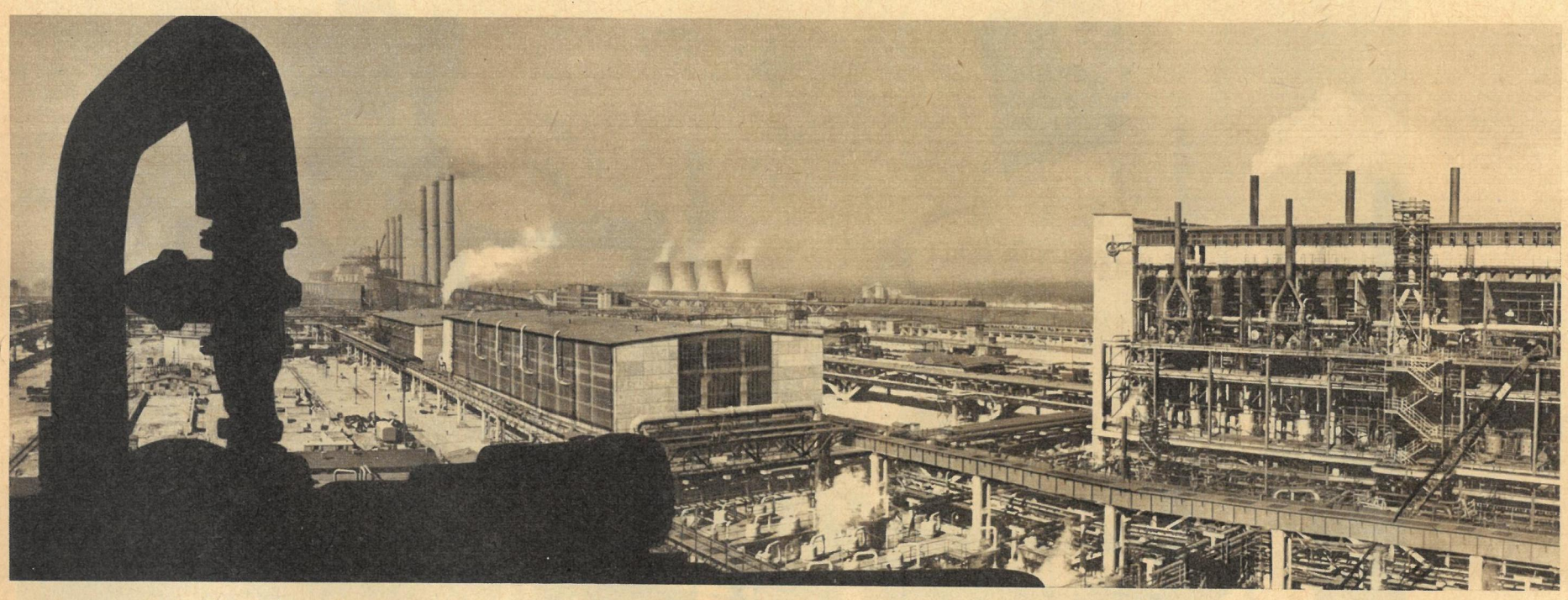
Foto: Friedemann

PIPELINE BLAUE FLAMME

Gas war vor 150 Jahren nichts weiter als ein unerwünschtes Nebenprodukt. Es fiel an, seit man Steinkohle – und später auch Braunkohle – entgaste, um Koks für metallurgische Schmelzprozesse zu erhalten. Nachdem das Gas also schon seit geraumer Zeit das Licht der Welt erblickt hatte, erblickte die Welt das Licht des Gases erstmalig 1814 in England – als Beleuchtung für Straßenlaternen. Diese neue Mode eroberte sich 1828 auch Deutschland. Gaslicht, Gaskocher, Gasöfen und letztlich industrielle Großverbraucher ließen den Gasbedarf immer mehr ansteigen. Das Nebenprodukt wurde Haupterzeugnis zahlloser Gaswerke.

Gas ist ein sauberer Brennstoff, der sich billig transportieren läßt. Auch die Industrie erkannte in ihm die günstigste Energieform für Wärmeprozesse zwischen 200 und 1200 Grad. 1936 betrug die Gaserzeugung auf dem heutigen Territorium der DDR 940 Millionen m³. Sie sank durch Zerstörungen im zweiten Weltkrieg auf 75%. Ab 1945 aber stieg sie sprunghaft. Etwa 3,5 Milliarden m³ Gas werden 1964 in der DDR verbraucht. Diese Menge ist dennoch geringer als die Menge, die die größte Gasquelle der Welt auf Braunkohlenbasis, das Kohleveredlungskombinat Schwarze Pumpe im Bezirk Cottbus, nach vollendetem Aufbau herstellen wird: 4,8 Milliarden m³ jährlich. 1972 sollen durch das Gasverbundnetz unserer Republik 8 Milliarden m³ Gas strömen.

Für dieses Verbundsystem sind 4500 km neue Hochdruckleitungen zu legen, 6000 km alte Leitungen mit zu geringem Durchlaß auszuwechseln. Seit 5 Jahren werden die neuen Straßen



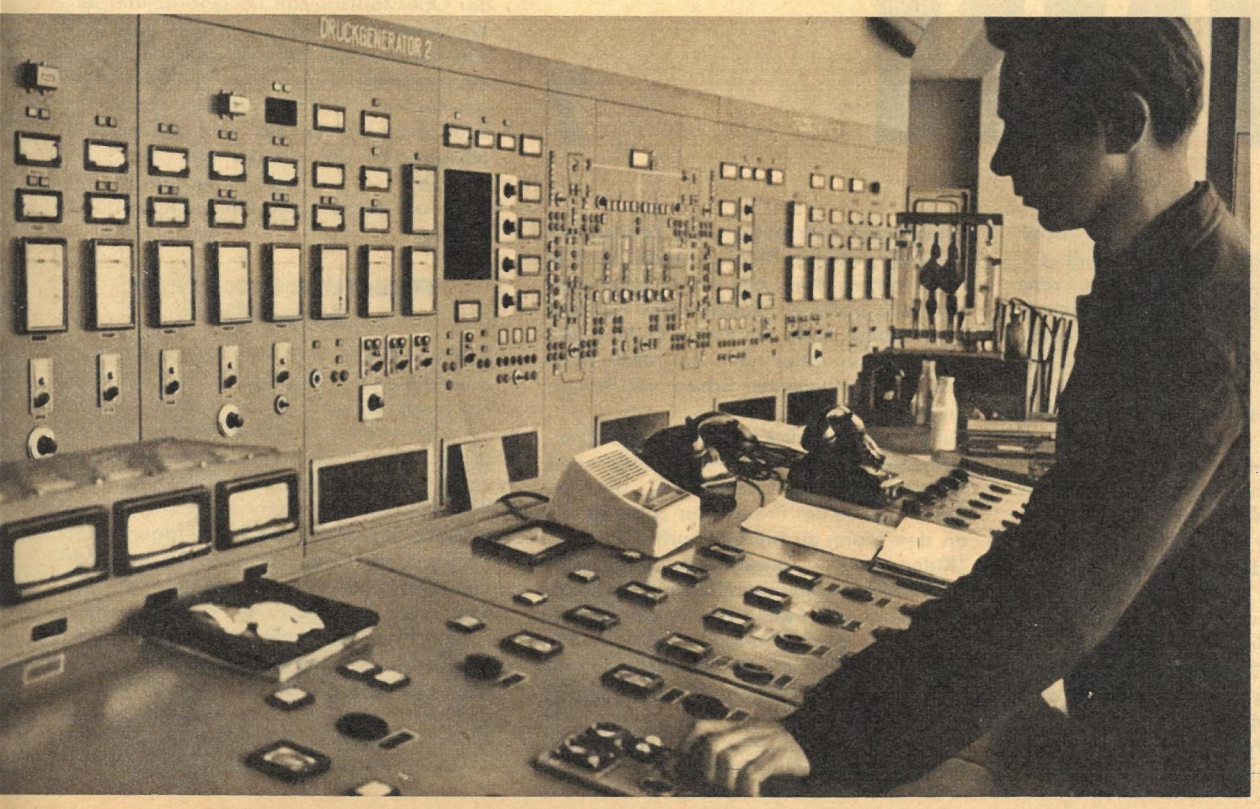
Im Kombinat Schwarze Pumpe entsteht eine so komplizierte Anlage wie das Druckgaswerk erstmalig in Freilichtbauweise.
Von 40 vorgesehenen Druckgasgeneratoren sind bisher acht angelaufen.
Sowjetische Grabenbagger neuester Konstruktion fräsen den Graben für die Riesenschlange aus Bitterfelder Rohren.

für das Gas gebaut, unterirdische Trassen, die ringförmig verlaufen und die hochleistungsfähige Gaserzeuger – zu denen auch die Großkokerei Lauchhammer im Bezirk Cottbus gehört – als gemeinsame Quellen haben. Besondere Rohrstränge – „Schnellstraßen" mit 50 atü Betriebsdruck – führen den unsichtbaren Energieträger vom zentralen Gassammelpunkt Lauchhammer den Ringleitungen in allen Teilen der DDR zu. Diese Ringleitungen wiederum speisen das Gas in die schon bestehenden regionalen Niederdruck-Versorgungsnetze ein.

Viele überalterte und unrentable Gaswerke, die das Gas teurer produzieren, als wir es bezahlen, haben heute schon ausgedient. Ob sie an der Ostsee oder im Thüringer Wald lagen – an die Stelle ihrer Vielzahl traten die modernen Gasproduzenten im Cottbuser Raum, dem Energiebezirk Nr. 1 in der DDR. Durch Sauerstoff-Druckvergasung von Braunkohle, bei der nur noch wertlose Asche zurückbleibt, ist es möglich, alle Energie der Kohle in Gasenergie zu verwandeln. Das Druckgaswerk Schwarze Pumpe erzeugt dadurch die Edelenergie Gas wesentlich billiger als bisher.

Fotos: Thienel / Text: -esti-

Urweltlichen Echsen ähnlich sind die schweren Raupenfahrzeuge, die die schier unendlich lange, fertig geschweißte Rohrschlange behutsam in den Graben senken.
Ein Blick in die Schaltwarte des Druckgaswerkes, die nach Anlauf des 40. Generators 160 Meter lang sein wird.



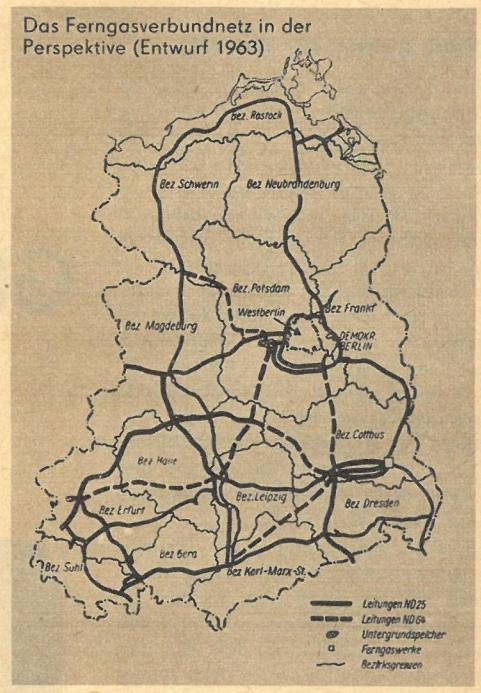
ZAHLEN FAKTEN

AUS DEM BEZIRK COTTBUS

LAND UND LEUTE

Zum Bezirk Cottbus gehören die Kreise Liebenwerda, Calau, Finsterwalde, Forst, Guben, Hoyerswerda, Lübben, Luckau, Senftenberg, Spremberg, Weißwasser, Herzberg, Jessen, Cottbus-Stadt und -Land. Auf 8260 km² leben 823 021 Einwohner (1958: 802 740), davon 382 972 männliche und 440 049 weibliche. Das Minus von fast 60 000 männlichen Einwohnern ist im wesentlichen eine Folge des zweiten Weltkriegs. 1958 gab es noch 246 379 arbeitsfähige Männer im Bezirk, 1963 sank die Zahl auf 235 675 (Frauen: 1958: 260 114; 1963: 243 855). Die Zahl der Einwohner im Rentenalter stieg im gleichen Zeitraum von 129 087 auf 137 633. Der Bezirk hat einen regelmäßigen Geburtenüberschuß; er betrug 1958: 4099, 1962: 5248, 1963: 6225. Die Säuglingssterblichkeit beträgt 33 auf 1000 Lebendgeborene. Die Spareinlagen pro Kopf der

Das Ferngasverbundnetz in der Perspektive (Entwurf 1963)



Bevölkerung stiegen von 265,18 Mark im Jahre 1955 auf 1383,19 Mark im Jahre 1963, das ist eine Steigerung um mehr als das Fünffache. Der Bezirk war am Exportaufkommen der Republik 1958 mit 161 Millionen Mark, 1962 mit 216 Millionen Mark, 1963 mit 320 Millionen Mark beteiligt. Im Bezirk wurden an Wohnungen gebaut: 1958: 3880, 1962: 6318, 1963: 6035. Zahlen können Spiegelbild des Rückgangs, des Stillstands oder der Aufwärtsentwicklung sein. Die Statistik stellt Cottbus ein gutes Zeugnis aus.

BEZIRK DER BRAUNKOHLE

Eines der bedeutendsten Großbauvorhaben der DDR ist das Braunkohlenkombinat Schwarze Pumpe (Baubeginn: 1955) im Bezirk Cottbus, das vor allem Energie, Briketts und Gas erzeugt. In der kohlenreichen Ebene der Niederlausitz, in Lauchhammer, entstand die erste und bis jetzt einzige Braunkohlenkokerei der Welt, die jährlich eine Million Tonnen hüttenfähigen Braunkohlen-Hochtemperaturkoks herstellt. Neuerschlossen wurden in den letzten fünfzehn Jahren folgende Tagebaue: Welzow-Süd, Nochten, Seese, Burghammer, Bluno, Glückauf, Spreetal, Meuro, Schlabendorf und Klettwitz. Die Braunkohlenwerke „Franz Mehring" und „Sonne" sowie die Kraftwerke Trattendorf und Lübbenau, ebenfalls Braunkohlen-Großverbraucher, entstanden.

TATSACHENBERICHT

VON GÜNTER PRODÖHL

Verbrechen

DIE KRIMINAL-GESCHICHTE MACHTEN

7

Der Fall Timo Rinnelt

Kriminalhauptkommissar Rosenbaum hatte umfangreiche Maßnahmen getroffen, die hoffen ließen, die Entführer des kleinen Timo Rinnelt zu fassen. Tag und Nacht wurde die Telefonanlage der Rinnelts überwacht; am Telefonapparat war ein Tonband angebracht worden; ein Kontrollmechanismus in der automatischen Fernsprechwählanlage sollte festhalten, woher Anrufe bei Rinnelts kamen. Ständig stand ein Funkwagen bereit, um die Jagd nach dem Anrufer aufzunehmen. Zweimal meldete sich auch ein anonymer Sprecher, der von den Eltern 15000 Mark verlangte. Doch bevor der angekündigte dritte Anruf kam, gab die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" das von der Polizei bisher absichtlich gehütete Geheimnis um das Schicksal des kleinen Timo preis. Damit war der Fall Timo Rinnelt der Kriminalpolizei praktisch entrissen, jetzt nahm die „freiheitliche" westdeutsche Presse sich der Sache an. Reporter aller Zeitungen fielen buchstäblich über die Wilhelmstraße her, in der die schwergeprüften Eltern wohnten.

Neue Qualen für Rinnelts

Für Zimmer, die einen günstigen Ausblick zur Wohnung Rinnelt besaß, zahlten sie Tagesmieten bis zu 200 Westmark, um ihre Teleobjektive in richtige Schußstellung bringen zu können. Wer keinen Balkonplatz mehr für das makabre Schauspiel abbekam, richtete sich auf der Straße im Wagen häuslich ein. Zeitweilig parkten in der Wilhelmstraße, um das Haus Nummer 17 herum, vierzig und mehr Autos mit Presseschildern hinter der Windschutzscheibe. Der Besitzer der Nachtbar „Pigalle" witterte schnell die heranrollende Konjunkturwelle, öffnete schon in der Mittagsstunde des 20. Februar sein Etablissement für die durstigen Presseleute und stellte es schnell auf einen durchgehenden Tag- und Nachtbetrieb um.

Die Eheleute Rinnelt hingegen konnten sich fortan weder am Fenster sehen lassen noch auf die Straße wagen, wollten sie nicht von den skrupellos aufdringlichen Zeitungsleuten belästigt werden. Mit den beiden Kriminalbeamten, die noch immer in ihrer Wohnung Telefonwache hielten, lebten sie wie in einer belagerten Festung. Das Warten auf den neuen Anruf der Entführer aber wurde noch qualvoller. Das Telefon klingelte zwar immer häufiger, doch jedesmal waren es nur Reporter oder Fotografen, die ungeniert um Interviews baten, Fragen stellten oder Exklusiv-Fotos machen wollten. Dieser Nervenbelastung waren die Eltern nicht lange gewachsen, deshalb nahm einer der Kriminalbeamten die Gespräche an und wimmelte die Reporter ab, soweit das überhaupt möglich war.

Um neunzehn Uhr läutete es wohl schon zum 50. Male an diesem Nachmittag. Diesmal aber drückte der Kriminalbeamte schnell die Taste des Tonbandgerätes und reichte den Hörer an Joachim Rinnelt weiter. Kaum, daß sich der Vater mit dem Namen melden konnte, bekam er auch schon die eilige Anweisung: „Gehen Sie 'runter in den Hauskeller. Gleich neben dem Eingang liegt ein Brief für Sie." Kein weiteres Wort folgte, nur noch das anonyme Knacken. Kaum mehr als zehn Sekunden hatte der Anruf gedauert. Enttäuscht stoppte der Kriminalbeamte das Bandgerät. Joachim Rinnelt legte unentschlossen den Telefonhörer auf die Gabel zurück. „Mir schien, daß das ein anderer war." Hilflos sah er dabei den Kriminalbeamten an.

„Schon möglich, daß sie sich abwechseln. Das ist kein Grund zur Aufregung", bemühte er sich, den Vater zu beruhigen. Über die Kopfhörer des Tonbandgerätes hatte er das kurze Gespräch mit angehört. „Geh'n Sie erst mal 'runter, dann werden wir weitersehen."

Der Vater fürchtete, den Reportern in die Hände zu fallen. „Gehen Sie doch lieber. Wer weiß, ob nicht auf der Treppe welche von der Zeitung sitzen."

Der Kriminalbeamte durfte ihm den Gang nicht abnehmen. Es bestand die Möglichkeit, daß die Entführer den Keller beobachteten. Seit es in der Wilhelmstraße von Menschen wimmelte, konnten sie das risikolos tun.

Auf einem Kasten leerer Bierflaschen, der neben einem Notausgang der Pigalle-Bar im Kellervorraum stand, lag der Brief offen da. Der Text war diesmal mit der Hand geschrieben. Eine kraklige, sehr steile, offensichtlich verstellte Handschrift wies Rinnelt an, sofort eine bestimmte Telefonzelle in der nächsten Querstraße aufzusuchen, wo, im Telefonbuch versteckt, eine weitere Nachricht für ihn bereitläge.

Draußen war es schon dunkel. Dadurch gelang es Rinnelt, unerkannt von den herumlungernden Reportern, das Haus zu verlassen. Vor der Telefonzelle wurde er auf eine neue Geduldsprobe gestellt. Erst führte ein junges Mädchen ein Dauergespräch, dann suchte er vergeblich im Telefonbuch den Brief. Erst als er die Zelle enttäuscht verließ, entdeckte er ihn. Er war auf die Außenklinke der Tür gespießt worden, zweifellos während er in der Zelle war. Einer der Entführer mußte also in der Nähe sein. Oder hatte das junge Mädchen ihn hinter seinem Rücken auf die Türklinke gesteckt?

Unmenschlich und skandalös

Vergeblich suchte Rinnelt die Umgebung der Telefonzelle nach verdächtigen Personen ab. Die Dunkelheit hatte den geheimnisvollen Überbringer des Schreibens längst verschluckt. In einiger Entfernung ertönte das Rattern eines abfahrenden Motorrades. Der Vater ging zur nächsten Laterne und entfaltete den Brief. In der gleichen unnatürlich steilen und dünnen Schrift bekam er den Auftrag, eine andere Telefonzelle aufzusuchen. Im Telefonbuch der Zelle, wahllos hineingesteckt, fand er einen dritten Brief, der ihn zu einer vierten Wiesbadener Telefonzelle schickte. Dort endete dann die Kette. Er fand keinen weiteren Brief mehr vor. Man hatte sich einen grausamen Scherz mit ihm erlaubt.

Auf dem Weg zurück in seine Wohnung erschreckten ihn die heiseren Ausrufe eines fliegenden Zeitungsverkäufers, der die Spätausgabe der Frankfurter „Abendpost" an den Mann zu bringen suchte.

„Kidnapping in Wiesbaden. Sohn eines reichen Antiquitätenhändlers entführt. Was die Polizei verschweigt, verrät die ‚Abendpost'. Der große Sonderbericht mit den ersten Bildern der verzweifelten Eltern."

Auf der ersten Seite prangten die Bilder des Ehepaares Rinnelt, am Fenster der Wohnung stehend, aufgenommen mit einem Teleobjektiv vom gegenüberliegenden Hause. Das Warten in der Wilhelmstraße hatte sich für den Fotografen schon bezahlt gemacht.

Die Nachtstunden wurden für die Rinnelts zu einer pausenlosen seelischen Folter. Unaufhörlich klingelte das Telefon. Doch kein Entführer meldete sich mehr, nur eine Unzahl Sadisten weideten sich an den Qualen der Eltern, die zuhören mußten, weil sie noch immer hofften, ihr Kind wiederzubekommen. Die meisten vergnügten sich damit, das Schreien eines gequälten Kindes zu imitieren oder die immer hastiger werdenden Atemzüge eines Erstickenden nachzuahmen. Satanisches Kichern wurde von gemeinsten Beschimpfungen abgelöst. Andere meldeten sich als Leichenschauhausdiener und teilten voll unmenschlicher Boshaftigkeit mit, daß eben die Leiche eines siebenjährigen Jungen eingeliefert worden sei. Dabei ergingen sie sich meist noch in grauenhaften Schilderungen über angebliche Verstümmelungen, die dem Kind zugefügt worden seien. Die Tonbänder, auf denen alle Anrufe festgehalten wurden, sind eine unbeschreibliche Dokumentation solch pathologischer Abarten. Die im Fernsprechamt eingebaute Abhöranlage registrierte zwar den größten Teil der Anrufer, doch die Wiesbadener Polizei wagte es bis heute nicht, ihre Namen der Öffentlichkeit preiszugeben, geschweige denn sie strafrechtlich zur Verantwortung zu ziehen. Lediglich die Stuttgarter Wochenzeitung „Christ und Welt" deutete in einer Nachbetrachtung des Falles Timo Rinnelt Wochen später an, daß es sich bei den Anrufern in der Mehrzahl um nach außenhin angesehene Bürger und Kurgäste handelte, wie Ärzte, Fabrikbesitzer, Künstler, Apotheker und Beamte. Wörtlich schrieb „Christ und Welt": „Ein kalter Schauer läuft einem über den Rücken, wenn man erfahren muß, welch pervertierter Unmenschlichkeiten Menschen fähig sind, die das Gesicht unserer Wohlstandgesellschaft prägen . . ."

Am Freitag, dem 21. Februar 1964, waren alle westdeutschen Zeitungen voll von großaufgemachten Berichten über die Entführung Timo Rinnelts. Der Wiesbadener Kriminalpolizei war damit jede Chance genommen, den Entführern zumindest den Jungen lebend abjagen zu können. Die ungeheure Publicity, die in Gang gekommen war, animierte zu allem Übel auch noch die leitenden Herren des Polizei- und Justizapparates, sich in den Vordergrund zu spielen. Die Gelegenheit, mit vollem Namen und Bild in Zeitungen, Illustrierten und auf dem Fernsehschirm zu erscheinen, wollte sich keiner von ihnen entgehen lassen. Der elementare Grundsatz kriminalpolizeilicher Arbeit, im geheimen zu wirken und das Licht der Öffentlichkeit zu meiden, so lange ein Fall nicht geklärt war, galt nichts mehr. Täglich wurden fürderhin Presse- und Fernsehkonferenzen abgehalten. Schreibtischstrategen, wie der Generalstaatsanwalt Bauer, der Oberstaatsanwalt Dr. Dobritz und der Wiesbadener Kripochef, Kriminalrat Robert von Seydlitz, Männer, die bis dahin die praktische Ermittlungsarbeit der Mordkommission allenfalls aus den Berichten ihrer Untergebenen kannten, stellten sich plötzlich als die eigentlichen Bearbeiter des Falles Timo Rinnelt vor, um nur ja recht oft fotografiert und interviewt zu werden.

Widerliches Geschäft der „Abendpost"

Enttäuscht und verbittert saß bei diesen spektakulären Veranstaltungen Hauptkommissar Rosenbaum, ein Mann, der von 39 in Wiesbaden verübten Morden 32 aufgeklärt hatte, unbeachtet im Hintergrund, nur noch dazu gebraucht, den referierenden Chefs vorzusagen, wenn sie sich in Einzelheiten und fachlichen Fragen nicht richtig auskannten. Dabei gab es nach den Presseindiskretionen nichts Positives mehr über die Arbeit der Kriminalpolizei zu berichten. Schon die ersten Erklärungen des Oberstaatsanwaltes Dr. Dobritz und des Kripochefs von Seydlitz auf der Pressekonferenz am 21. Februar glichen einer Bankrotterklärung. Beide Herren mußten zugeben, daß Timo Rinnelt in der Hand

von unbekannten Entführern ist. Sie warteten zwar noch mit einer dramatischen Schilderung der von Hauptkommissar Rosenbaum eingeleiteten, aber leider durch voreilige Zeitungsberichte zunichte gemachten Fahndungsmaßnahmen auf, baten aber abschließend die Pressevertreter, die Öffentlichkeit aufzufordern, Hinweise zur Ergreifung der Entführer an das Zimmer 214 im Polizeipräsidium zu richten, die im Erfolgsfalle mit 2000 Mark belohnt werden sollten.

Die Frankfurter Abendpost schrieb dann auch am gleichen Abend über die Konferenz: „. . . das war das glatte Eingeständnis, daß die Kripo mit ihrem Latein am Ende ist. Von ihr können wir nicht mehr erwarten, daß sie Timo Rinnelt aus den Klauen der Kidnapper befreien wird . . ."

Diese harten Worte waren nicht so sehr von der großen Sorge der „Abendpost" um das Schicksal der Familie Rinnelt getragen, wie man vorgab, sie dienten vielmehr als journalistischer Heiligenschein für ein widerliches Geschäft mit der Attraktion des Verbrechens. Während man für die Ankündigung des bevorstehenden Auschwitzprozesses ganze viereinhalb Zeilen auf der Innenseite opferte, unterbreitete man auf der ersten Seite in Balkenschrift an die Kidnapper eine Art Gentleman's Agreement: „An die Entführer von Timo Rinnelt! Sie fordern 15 000 Mark Lösegeld, wir vermitteln sie Ihnen. Risikofrei! Ein Familienvater, der nicht genannt werden will, bietet Ihnen den Tausch Timo gegen 15 000 Mark. Die Polizei bleibt aus dem Spiel. Melden Sie sich bei uns." – Die freundliche Einladung schloß fettgedruckt: „Wir haben lange überlegt, ehe wir uns zu diesem ungewöhnlichen Schritt entschlossen. Aber das Leben eines Kindes geht uns über alles, auch über Recht und Gesetz. Wenn die Polizei nicht in der Lage ist, unsere Kinder zu schützen, müssen wir das selber tun."

Große Worte, nur dienten sie lediglich der Bemäntelung eines der übelsten Geschäftstricks im Catch as Catch can des freiheitlichen Zeitungsgeschäftes.

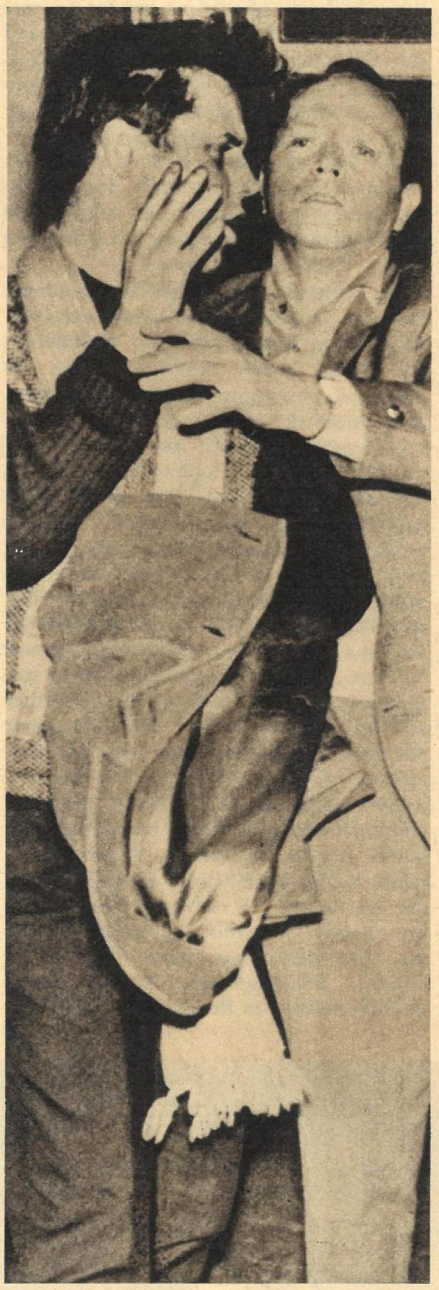
Die 15 000 Mark trugen dem ach so menschenfreundlichen Abendpost-Familienvater, der nicht genannt werden wollte, weil sich hinter ihm der Herausgeber der Zeitung verbarg, 200 Prozent Verdienst ein, rechnete einige Tage später die vor Neid erblaßte Hamburger Bild-Zeitung ihren Frankfurter Antipoden öffentlich vor.

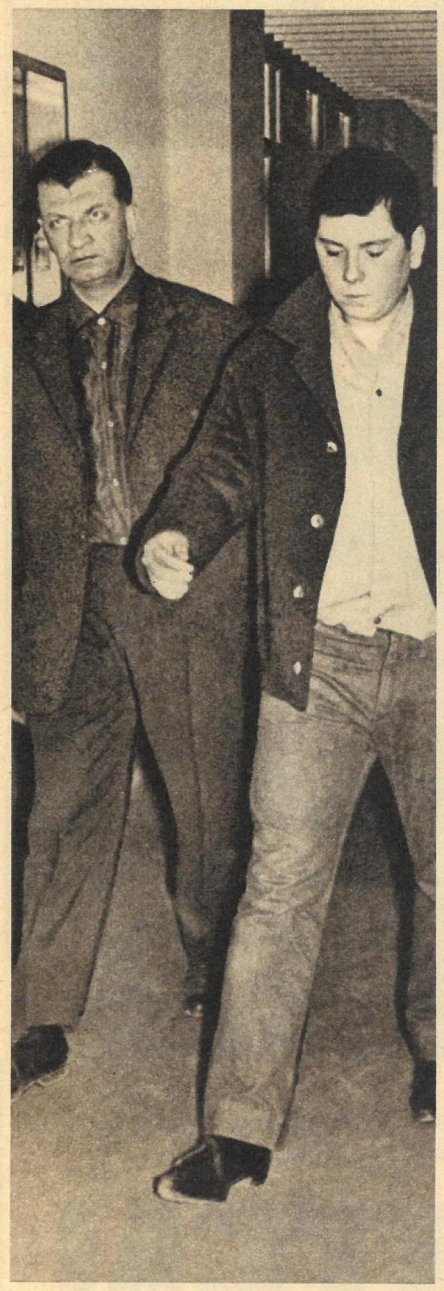
Die Auflage von 250 000 Exemplaren war in zwei Stunden verkauft. Die Herren Kidnapper ließen auch nicht viel länger auf sich warten. Um siebzehn Uhr rief einer von ihnen in der Redaktion an und forderte ohne viel Umstände: „Packen Sie die fünfzehn Mille in einen weißen Schuhkarton, und kommen Sie um zwanzig Uhr in die Schalterhalle des Frankfurter Hauptbahnhofes. Der Mann mit dem Geld muß aber allein kommen und den Karton unter dem linken Arm tragen."

Der geleimte Chefreporter

Pünktlich um 20 Uhr patroullierte der Chefreporter der „Abendpost" mit einem weißen Schuhkarton unter dem linken Arm in der Schalterhalle des Hauptbahnhofes auf und ab. Zwei Fotografen, mit versteckten Mikrokameras ausgerüstet, warteten in einiger Entfernung auf den Moment, den sensationellen Treff für die nächste Ausgabe schießen zu können. Aus Kriminalfilmen hatten sie die Vorstellung, daß ein Superverbrecher auch eine besonders prägnante Erscheinung sein müßte. Deshalb wohl würdigten sie den jungen Burschen mit dem Dutzendgesicht, der den Chefreporter geradewegs ansteuerte, keines Blickes. Langsam fast gemächlich, schlenderte er an ihnen vorbei und sprach den Chefreporter an: „Gehen Sie in die Herrentoilette aufs zweite Klosett." Im nächsten Augenblick war er schon wieder im Menschengetümmel untergetaucht. Der verdutzte und im Umgang mit Kidnappern wenig erfahrene Chefreporter wagte nicht, seinen Kollegen einen Wink zu geben oder sie gar anzurufen. Gehorsam marschierte er mit seinem Schuhkarton zur Herrentoilette. Im Pissoir traf er auf ein paar Homosexuelle, die dort auf Anschluß warteten, der Klosettraum war aber leer. Die zweite Kabine schien nicht besetzt, die Tür stand halb offen. Mutig ging er auf sie zu, versuchte sie zu öffnen. Doch die Tür bewegte sich nicht. Jemand hatte sich dahinter versteckt und hielt sie fest, um nicht entdeckt zu werden. Mit einiger Mühe gelang es dem Chefreporter, sich und den Schuhkarton durch den verbliebenen Spalt zu zwängen. Obgleich darauf gefaßt, hier von einem gefährlichen Verbrecher erwartet zu werden, erschrak er nun doch. Hinter der Tür stand ein maskierter junger Mann von beträchtlichem Körperwuchs. Er hatte zwar nur eine lächerliche Faschingsmaske vor das Gesicht gebunden, doch in dieser Situation wirkte sie gespensterhaft. Mit einer fast kindlich hellen Stimme sagte der Maskierte nun: „Zeig erst das Geld." Widerspruchslos öffnete der Chefreporter den Schuhkarton und ließ ihn in dem Geld herumwühlen, bis er sich überzeugt hatte, daß der Betrag stimmte. Ängstlich auf seinen Karton bedacht, deckte der Chefreporter ihn wieder zu. „Bitte, wo ist der Junge?" Der Maskierte griff in die Tasche und überreichte ihm einen Hausschlüssel. „Hier, fahrt nach Wiesbaden, in die Berliner Straße Nummer 21. Das ist so'n altes unbewohntes Holzhaus. Im Keller schläft der Junge. Wir haben ihm ein paar Schlaftabletten gegeben, damit er sich nicht ängstigt."

Als wären damit alle Formalitäten erledigt, griff er sofort nach dem Schuhkarton.





In diesem alten Holzhaus in der Berliner Straße 21 (ganz oben) sollte angeblich Timo Rinnelt versteckt sein. Zu spät erkannte der Chefreporter der „Abendpost", daß er genarrt worden war. Die Betrüger Rudolf Bialek (links) und Erich Klein wurden bald danach verhaftet.

„Augenblick, so war das nicht abgemacht. Zug um Zug. Das Geld nur gegen den Jungen", sagte tapfer der Chefreporter.

Geradezu beleidigt gab der junge Bursche den Schuhkarton zurück. „Dann nicht. Nächstes Mal zahlt ihr aber 30 000!"

Düpiert lenkte der Chefreporter ein. „Na gut, Sie kommen aber mit nach Wiesbaden".

„Damit ihr mich den Bullen in die Hände spielen könnt. Bei mir nicht. Entweder den Schlüssel oder gar nichts."

Als der Bursche Anstalten machte, zu gehen, ließ der Chefreporter sich auf den ungleichen Handel ein und gab den Karton frei. „Danke schön", sagte der Maskierte überraschend, und es hörte sich an, als sei er selbst verdutzt, das Geld so schnell zu bekommen. Ohne weitere Höflichkeiten entfernte er sich dann aber schleunigst aus der Kabine, so schnell, daß ihm der etwas beleibte Chefreporter nicht zu folgen vermochte.

Zwischen Frankfurt und Wiesbaden liegen zwar nur sechzig Autobahnkilometer, doch die drei Reporter der „Abendpost" brauchten fast eine Stunde dazu, sie mit dem Redaktions-Mercedes zurückzulegen. Der starke Verkehr hinderte sie, den schnellen Wagen voll auszufahren.

Erleichtert atmeten sie erst auf, als sie vor dem Haus Berliner Straße 21 standen. Es war tatsächlich ein altes Holzhaus, wie es der maskierte Bursche beschrieben hatte. Auch der Schlüssel zur Kellertür paßte. Es schien also alles zu stimmen. Dennoch befiel sie plötzlich lähmende Angst. Ein Hund begann wie wild zu bellen, als sie die Tür knarrend öffneten, und dann hörten sie eine Männerstimme schimpfen: „Was ist denn da los? Ist da jemand?"

Das Haus war bewohnt! Wenn aber ständig Leute im Haus waren, wie konnten dann die Kidnapper den Jungen hier über eine Woche lang verborgen halten? Waren die Hausbewohner eingeweiht? Oder hatten die Burschen nur die Leiche im Keller versteckt?

Das alles ging den dreien jetzt im Kopf herum, und keiner wagte, als erster die Kellertreppe hinunterzusteigen. Der Mann, der von oben gerufen hatte, kam die Treppe herunter.

In Filzpantoffeln und Hausjacke baute er sich drohend vor ihnen auf. „Was bedeutet denn das, was suchen Sie denn hier?" Hinter ihm knurrte unmißverständlich sein Schäferhund. Der Chefreporter versuchte mit kurzen Worten den ungewöhnlichen Anlaß ihres Besuches zu erklären. Der etwa fünfzig Jahre alte Mann schüttelte nur verständnislos den Kopf. „Hier im Keller soll der versteckt sein? Ausgeschlossen", brummte er, ging dann die Kellertreppe hinunter, stieß eine Tür auf und knipste das elektrische Licht an.

„Hier ist niemand!"

Die drei Reporter stolperten die steile Kellertreppe hinab, steckten zugleich ihre verdutzten Gesichter durch die Tür. Der Raum war leer bis auf ein paar Regale. Nirgends fand sich ein Hinweis dafür, daß hier ein Kind versteckt gehalten wurde. „Aber der Schlüssel, der paßte doch! Wo kann er den denn herhaben?"

Der Mann zog einen Schlüsselbund aus der Tasche, zeigte dem Chefreporter seinen eigenen Hausschlüssel. „Das ist doch ein Allerweltsschlüssel, den jeder Schlosserlehrling nachfeilt. Außerdem haben hier früher die Mieter dauernd gewechselt. Ich wohne auch erst kurze Zeit hier . . ."

Es wurde nie aufgeklärt, wie die beiden Burschen, die sich als die Entführer Timos ausgegeben hatten, in den Besitz des Hausschlüssels gekommen waren. Gewiß war nur, daß die drei Zeitungsmänner von ihnen auf höchst plumpe Weise hereingelegt worden waren.

Ausgleich der Gerechtigkeit: An den ergaunerten 15 000 Mark hatten die beiden Lösegeldbetrüger auch nicht lange Freude. Noch in der gleichen Nacht wurden sie in einer der unzähligen Frankfurter Bars von der nun doch zu Hilfe geholten Kripo aufgespürt. Ihre Spur war förmlich mit Hundertmarkscheinen gepflastert, so daß es nicht schwer war, sie ausfindig zu machen. Es waren der achtzehnjährige Erich Klein aus Frankfurt-Zeilsheim und der einundzwanzigjährige Rudolf Bialek aus Wiesbaden.

Fortsetzung folgt

Unser Mitarbeiter Ulli Pfeiffer interviewte in Tokio die Goldmedaillengewinnerin Karin Balzer in den

MINUTEN DES GLÜCKS

Vor zwei Jahren, als sich die Leichtathletikelite Europas zu den Titelkämpfen in Belgrad traf, streckte Karin Balzer über 80 m Hürden ihre Hand nach der Goldmedaille aus. Damals entschied das Kampfgericht nach einer „Taschentuchankunft" im Ziel für die polnische Läuferin Teresa Ciepla. Die Zeiger der großen Leuchtuhr im Meiji-Stadion von Tokio sprangen auf halb vier Uhr nachmittags, als die Sportlerin aus Frankfurt an der Oder im olympischen Finale den Spieß umdrehte. Diesmal hatten die Kampfrichter nicht weniger Mühe, Karin Balzer auf der Bahn 3 als Siegerin zu ermitteln, denn gleich drei der Finalistinnen erreichten die Weltrekordzeit von 10,5 Sekunden. Es waren scheinbar Stunden dauernde Minuten von dem Augenblick an, als ein Herr in der blauen Uniform des Laufgerichtes von der Treppe herunterstieg und zu Karin Balzer sagte: „Sie haben unserer Meinung nach gewonnen. Warten Sie aber bitte auf das Zielfoto." Die moderne Technik hielt die Wartezeit zwar in Grenzen, aber wie lang erscheinen eben Minuten in Augenblicken des Zweifelns. „Sollte es wieder so sein wie in Belgrad", waren die Gedanken von Karin. „Dort wurde ich auch schon zur Siegerin erklärt, und dann ... Es war für mich damals der größte Erfolg, aber auch die bitterste Niederlage."

Ingrid Lotz, die Diskuswerferin, kam herbeigeeilt und umarmte Karin Balzer. „Du hast gewonnen." Dann lasen auch 80 000 die Leuchtschrift: Women's 80 m hurdles final 1. Balzer germany 10,5.

Karin hatte die Goldmedaille gewonnen. Sie war am Ziel ihrer Wünsche, ihres Strebens. Jahre harten Trainings, Entbehrungen, Tage großer Enttäuschungen, an denen sie sich sagte, das wird nie etwas. „Mir waren die Hürden durch zwei Erlebnisse zunächst verhaßt geworden. Einmal stürzte ich in der Jugendklasse schwer, und dann wiederholte sich dieses Mißgeschick später noch einmal." Damals wußte der Verband nicht recht, wo er Karin Richert vom SC Chemie Halle einordnen sollte. Sie trainierte über die Hürden, lief über 100 Meter und beschäftigte sich ebenso intensiv mit Weitsprung und Fünfkampf. „Zwar stand ich 1956 in der Jugendbestenliste als Rekordhalterin über 80 Meter Hürden in 11,7 Sekunden, aber die Angst vor den Hürden hatte ich nicht verloren. Erst mein Mann nahm sie mir. Immer wieder sagte er: ‚Karin, die Hürden sind deine Strecke. Aber wir müssen deine Technik verändern, deine Schrittfolge, deine Armführung.' Es gelang. Mit der Zeit wurde ich nicht nur besser, sondern bekam auch Mut. Ja, und dann kam das Jahr 1960. Zum ersten Mal lief ich unter 11 Sekunden. Aber bei den Olympischen Spielen in Rom kam ich über das Semifinale nicht hinaus. – Wo es in Tokio am schwersten für mich war? Es war das Halbfinale. Die kleine Japanerin Yoda machte das ganze Treiben ein wenig verrückt. Fehlstart auf Fehlstart. Auch ich war darunter. Das zerrt natürlich an den Nerven, denn ich wäre nicht die erste gewesen, die während dieser Spiele hätte deshalb ausscheiden müssen. Doch dann kam ich gut vom Start weg und – war im Finale. 100 Minuten lagen nur zwischen diesen und dem alles entscheidenden Lauf. Im Finale war ich bereits an der ersten Hürde mit vorn. An der vierten konnte ich mich etwas lösen. Aber dann lief ich zu dicht an die folgenden Hindernisse heran, so daß ich den Vorsprung wieder einbüßte. Vor dem Ziel setzte ich noch einmal alles ein. Ich glaube, daß ich mehr in das Ziel flog als lief."

Nicht nur in Tokio herrschte über diesen Erfolg großer Jubel. Auch ganz Frankfurt/O. feierte den Goldmedaillengewinn ihrer Karin. In der Karl-Marx-Allee 20, wo die Balzers wohnen, waren am Montagmorgen alle Rundfunkgeräte auf Überlautstärke eingestellt. „Wir freuen uns alle, daß es Karin geschafft hat", sagte Frau Jordan. Ihr Mann fügte verschmitzt hinzu: „Karin hat die Nerven behalten, und sie hat sicher solche Sätze gemacht wie bei uns im Haus. Denn sie nimmt oft drei bis vier Treppenstufen auf einmal."

Tokio gehört der Vergangenheit an. In vier Jahren wartet Mexiko auch auf das Goldmädchen aus Frankfurt.

Karin und Karl-Heinz Balzer.

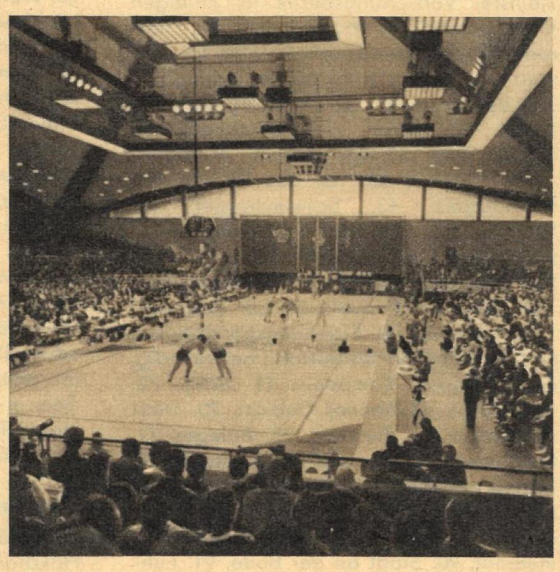
Karin Balzer im Hürdenwald.

MINUTEN DER VERZWEIFLUNG

In den Minuten der Verzweiflung vergaß der Spanier Loren die Regeln des Fair play. Da ihn Ringrichter Semer wegen unsauberer Kampfweise disqualifiziert hatte, versetzte er nicht seinem Gegner Hung-Cheng diesen fast perfekten Kinnhaken, sondern ihm. Die Quittung? Er wurde dafür auf Lebenszeit gesperrt. Der Spanier war kein Einzelbeispiel. Einige Sportler suchten die Schuld ihrer Niederlage nicht bei sich, sondern bei den Kampfrichtern.

Als großer Favorit über 5000 und 10 000 Meter kam der Australier Ron Clarke nach Tokio. Er ist der Weltrekordmann. Mit einer Bronzemedaille kehrte der Fackelträger von Melbourne nach Hause zurück. Über 10 000 Meter wurde er von dem Amerikaner Billy Mills (links) und dem Tunesier Gamoudi (rechts daneben) besiegt. Es waren bittere Minuten der Enttäuschung für den Australier, der mit so viel Hoffnung nach Japan gekommen war. (Bild unten.)

Fotos: Archiv, Ließ, Rauhut



Das Komazawa-Gymnasium mit einem Fassungsvermögen von 4000 Zuschauern bildete die glanzvolle Kulisse für die Ringkämpfer. Auch auf den Matten lagen Glück und Verzweiflung dicht beieinander. Wie schon in Rom, erkämpfte sich auch in Tokio der Rostocker Lothar Metz eine der olympischen Medaillen.

Mehr als andere Aktive sind die Fünfkämpfer von der Laune Fortunas abhängig. Auf ihnen unbekannten Pferden müssen sie die Hindernisse überwinden. Auf unserem Bild läßt ein japanisches Pferd den westdeutschen Frings allein über das Hindernis springen. (Bild rechts.)

Näher am Geschehen

Der Drang des modernen Menschen nach unmittelbarem Erleben entspricht dem gesunden Interesse, das er dem vielfältigen Geschehen unseres schönen und reichen Lebens entgegenbringt. Dabei stehen ihm zwei wertvolle Helfer zur Seite: Feldstecher und Kamera. Wo es auch immer sei – stets wird unser Blick durch den Feldstecher erweitert, wird das Erleben durch die Kamera unauslöschbar festgehalten. Dabei spielt die Güte dieser Geräte natürlich eine entscheidende Rolle. Sie kaufen Qualität, wenn Sie ZEISS kaufen:

Kleinbildkamera WERRA
7 Modelle mit allen Vorzügen einer modernen und schnellen Kamera

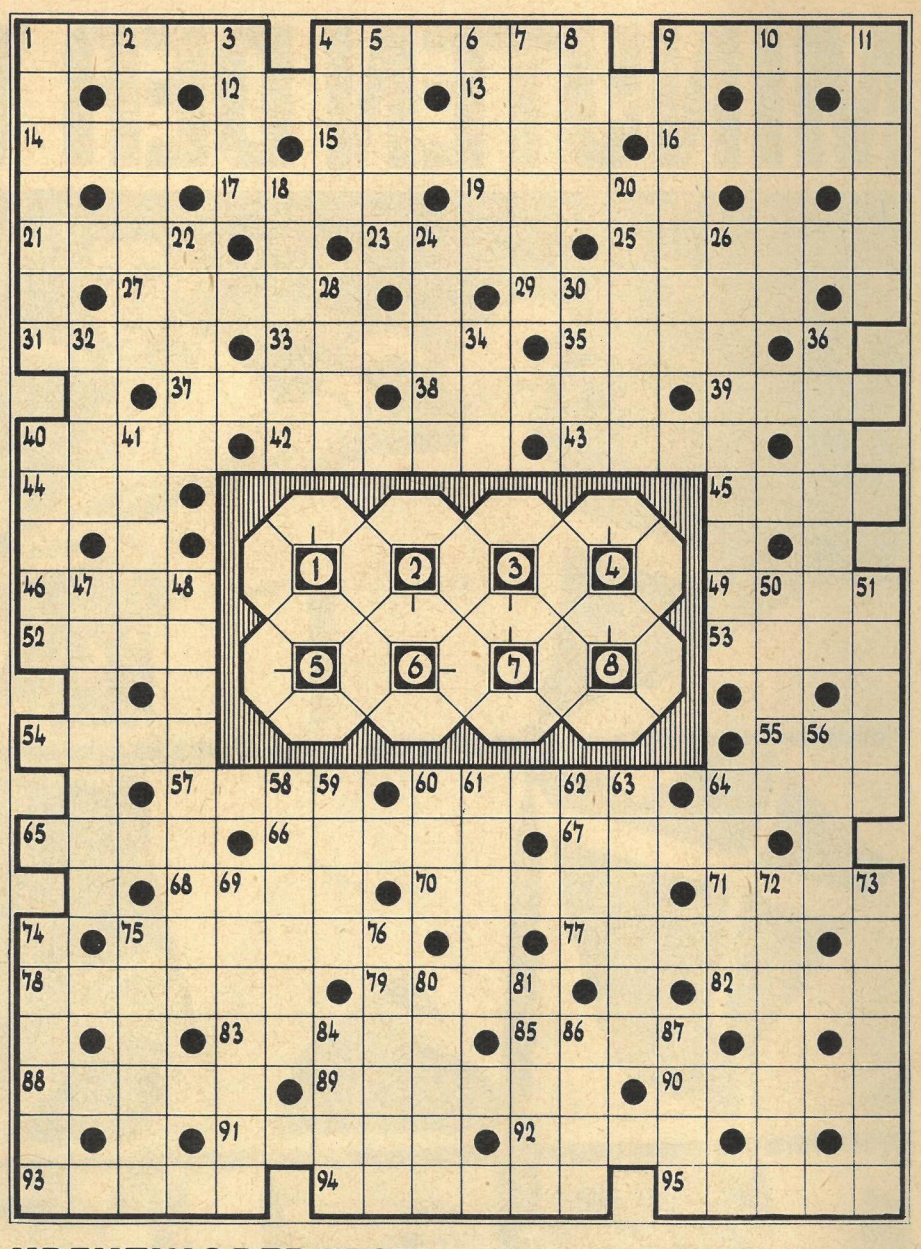
ZEISS-Objektive
Hochleistungsobjektive für alle Aufgaben der Fotografie in den Brennweiten 20 bis 1000 mm

ZEISS-Feldstecher
Universal-Prismengläser für Reise, Sport und Himmelsbeobachtungen

Der Fachhandel wird Sie gern beraten

VEB Carl Zeiss JENA

Das Zeichen für Präzision und Qualität



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Haustier, 4. französischer Dichter und Schriftsteller („Die Kommunisten"), 9. Wert, Geldwert, 12. Ansprache, 13. Schweizer Kurort, 14. Bodenbearbeitungsgerät, 15. marokkanische Provinzhauptstadt, 16. Brauch, 17. Nutzinsekt, 19. kleinster Verwaltungsbezirk im heutigen Griechenland, 21. Baumschmuck, 23. Feldrand, 25. deutscher Dramatiker der Gegenwart („Frau Flinz"), 27. Forstschädling, 29. Teil der Zäumung, 31. Zuchttier, 33. alter Mann, 35. Stadt in Oberitalien, 37. Schiffsbalken, 38. Reingewicht, 39. chemisches Element, 40. Teil des Hauses, 42. Vermächtnis, 43. Schwimmvogel, 44. Wendekommando, 45. spanische Landschaft, 46. Küchengerät, 49. Teil des Auges, 52. Unterarmknochen, 53. Romangestalt bei Zola, 54. Prüfversuch, 55. Baumteil, 57. Treibmittel, 60. Erziehungsberechtigter, 64. Opernlied, 65. Badestrand bei Venedig, 66. englischer Komponist († 1934), 67. Kopfschutz, 68. kleines Gedicht, 70. Himmelskörper, 71. Tierkleid, 75. Ableger, 77. bekannter Theater- und Filmregisseur, 78. Schmuckgegenstand, 79. Hast, 82. Faserpflanze, 83. Doppelsalz, 85. Überbleibsel, 88. Tagesabschnitt, 89. feinkörniger Eisenmeteorit, 90. Stadt an der Bode, 91. Führerin der deutschen Arbeiterinnenbewegung († 1911), 92. Verpflegung, 93. Nichtfachmann (Mz.), 94. Handelsname für in der Ungarischen Volksrepublik hergestellte Eiweißfaserstoffe, 95. chemische Verbindung.

Senkrecht: 1. Fluß in Belgien, 2. Walfanggerät, 3. österreichischer Schriftsteller und Publizist („Mit eigenen Augen"), 4. französischer Opernkomponist († 1856), 5. deutscher Komponist († 1916), 6. italienischer Maler († 1366), 7. Bezeichnung für das Morgenland, 8. Regel, Richtschnur, 9. Fußgänger, 10. Eintritt, Eintrittsgeld, 11. Ort, Platz, 18. Wäscherolle, 20. Oper von Weber, 22. Teil des Baumes, 24. Industriestadt in der rumänischen Region Banat, 26. Werkstoff für elektrische Heizleiter, 28. Laubbaum, 30. Teilbetrag, 32. Verwandte, 34. Maßeinheit der Monotypeschrift, 36. Komponist der Oper „Fürst Igor", 40. Hülsenfrucht, 41. Teil mancher Schiffe, 47. Mineral, 48. deutscher Komponist von Weltruf († 1827), 50. Funkmeßgerät, 51. Milchgefäß, 56. kleine Deichschleuse, 58. Jungtier, 59. weiblicher Vorname, 60. Komitat in Westungarn, 61. Genossenschaftsform in der UdSSR, 62. Moralbegriff, 63. westfranzösische Stadt, 64. Leuchtkörper, 69. Schweizer Hochtal, 72. Grundstoff, 73. Gewichtseinheit, 74. Stadt in der Ukrainischen SSR, 75. Stadt auf Sizilien, 76. Dichter plattdeutscher Mundart († 1874), 80. See in Finnland, 81. Heidepflanze, 84. Nebenfluß des Rheins, 86. englische Schulstadt, 87. Anfang, Truppenspitze.

Silbenwabenrätsel.

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld.

1. berühmte sowjetische Ballettänzerin, 2. Staat im Osten der USA, 3. Bewohner einer Autonomen Sowjetrepublik, 4. aufregendes Erlebnis, 5. andauerndes Geschützfeuer, 6. Ständchen, Abendmusik, 7. Gefäß aus der Frucht des Flaschenkürbisses, 8. der Glockenblume verwandte Staude.

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Bernhard Liebscher · Verlagsdirektor: Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23, Riesaer Straße 32 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, Dresden N 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862; Postscheckkonto: Dresden Nr. 45 65
VERLAG UND REDAKTION ZEIT IM BILD, DRESDEN A 19, SPENERSTRASSE 21, RUF 34115, TELEX DRESDEN 019263

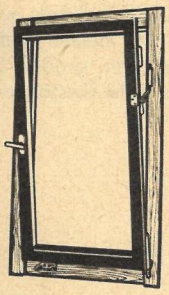
LÖSUNG DES KREUZWORTRÄTSELS AUS NUMMER 44

Waagerecht: 1. Plasma, 6. Elster, 10. Pfütze, 14. Pagode, 18. Rast, 19. Rune, 20. Iser, 21. Raabe, 22. Ostern, 23. Nitrat, 25. Rosine, 27. Peseta, 28. Stil, 29. Dostal, 31. Tessin, 33. Meile, 35. Latz, 37. Eber, 39. Bote, 40. Eile, 41. Laos, 44. Eimer, 46. Eire, 48. Aken, 50. Natter, 52. Laie, 53. Maas, 54. Lumen, 55. Harz, 56. Kelte, 57. These, 60. Nell, 62. Miene, 63. Nevada, 64. Ariel, 66. Riegel, 68. Seil, 69. Range, 72. Klee, 73. Igel, 75. Eros, 77. Stirn, 79. Lese, 81. Leber, 84. Renate, 87. Rektor, 90. Dementi, 92. Esel, 93. Nana, 94. Riga, 95. Auge, 96. Tegu, 98. Eton, 99. Seal, 101. Korn, 103. Tasse, 105. Eltern, 108. Berber, 110. Lanon, 111. Tara, 113. Sire, 114. Keil, 115. Rade, 117. Ekel, 119. Rute, 120. Kinn, 122. Auto, 125. Triller, 128. Lerida, 130. Ernani, 132. Euler, 133. Tina, 134. Notar, 136. Lein, 137. Iden, 139. Gros, 141. Amsel, 143. Esse, 144. Tresor, 147. Areal, 149. Diskus, 150. Tiara, 152. Anis, 154. Arnim, 156. Haube, 159. Test, 161. Lemur, 162. Leim, 163. Ente, 164. Satire, 166. Alei, 167. Dill, 169. Abend, 171. Neer, 172. Plan, 173. Nike, 175. Emir, 177. Lene, 179. Amati, 181. Garten, 183. Anorak, 185. Isar, 188. Montag, 189. Partei, 190. Athene, 191. Litera, 192. Etage, 193. Nora, 194. Inka, 195. Etat, 196. Sekret, 197. Husten, 198. Bingen, 199. Toledo. – **Senkrecht:** 1. Prospekt, 2. Last, 3. Asti, 4. Stelle, 5. Arndt, 6. Enns, 7. Leiter, 8. Tarle, 9. Ritt, 10. Person, 11. Frost, 12. Tein, 13. Eremit, 14. Papier, 15. Abel, 16. Geselle, 17. Detroit, 24. Tabelle, 26. Siena, 30. Ozean, 32. Ebene, 34. Elefant, 36. Armee, 38. Ramme, 40. Etzel, 42. Aalen, 43. Seele, 45. Miere, 47. Isere, 49. Keiler, 51. Arnika, 55. Hessen, 56. Karre, 58. Halde, 59. Siele, 61. Lille, 65. Liste, 67. Gabe, 70. Ankara, 71. Grog, 74. Geige, 76. Oran, 77. Seiler, 78. Irak, 80. Enter, 82. Ester, 83. Elen, 85. Nase, 86. Trab, 88. Tunnel, 89. Renner, 90. Dattel, 91. Muster, 93. Nomen, 97. Ulster, 100. Ernte, 102. Olein, 104. Saline, 106. Tier, 107. Reka, 108. Blau, 109. Ratte, 112. Arat, 144. Knie, 116. Drina, 118. Keim, 121. Inlett, 123. Ulme, 124. Orion, 126. Lager, 127. Eboli, 129. Dolde, 131. Nasser, 132. Entree, 135. Anstalt, 138. Drill, 140. Ranke, 141. Athen, 142. Stute, 143. Eutin, 145. Ramie, 146. Sardine, 148. Raman, 151. Allee, 153. Sella, 155. Moderato, 157. Anemone, 158. Berater, 160. Senat, 164. Spagat, 165. Taipeh, 166. Aktion, 168. Ironie, 170. Beitel, 174. Irene, 176. Mahon, 178. Eklat, 180. Mate, 181. Gras, 182. Naab, 184. Renn, 186. Sete, 187. Arad.

Unsere DING-MIT-PFIFF-FREUNDE
bitten wir, zu entschuldigen, daß sie diesmal nichts zu raten haben. In der nächsten Nummer geht es wieder weiter.
Beim DING MIT PFIFF (50) – Mundharmonika – gewannen je einen Buchpreis: S. Kühnel, Nordhausen; Vera Herzog, Dresden A 27; Dorothee Krüger, Bitterfeld.

QUALITÄTSERZEUGNISSE AUS DEM BEZIRK ERFURT

KIPPDREH-FENSTERBESCHLAG „SCHMERBACH"
für moderne Wohnkultur,
Heime, Krankenhäuser, Schulen, Verwaltungen
Verbundfensterbeschläge, Möbelinnenbeschläge, Scharniere aller Art NEU: Beschläge aus Plaste
VEB METALLWAREN SCHMERBACH
SCHMERBACH, KREIS GOTHA

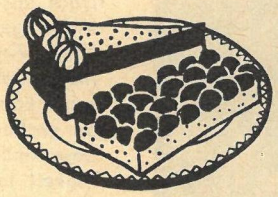


Ventilkegel für Verbrennungsmotore
LIEFERANT FÜHRENDER MOTORENFABRIKEN DER DDR
EXPORT NACH 17 KAPITALISTISCHEN LÄNDERN
WELA-VENTILE
HERMANN SEIDLER K.-G.
MIT STAATL. BETEILIGUNG, APOLDA

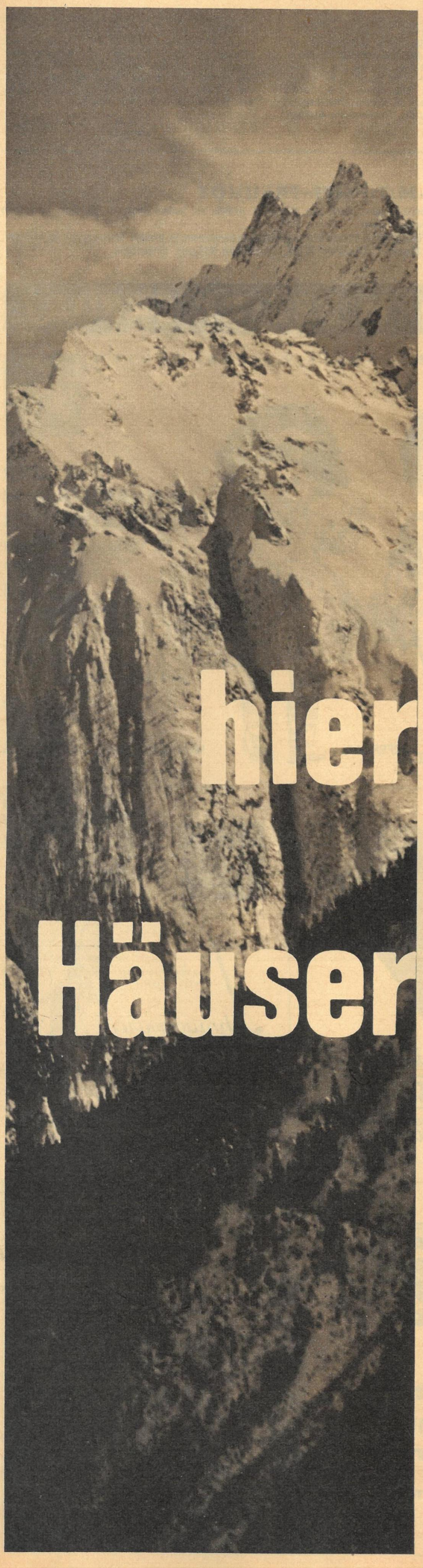
VEB PUPPENFABRIK WALTERSHAUSEN

DER WUNSCHTRAUM ALLER KINDER
DIE WEICHPLASTIKPUPPEN
„BIGGI"
UND **„MEIN SCHATZ"**
GESCHMACKVOLL BEKLEIDET
MIT MODERNEN
UND KÄMMBAREN FRISUREN,
SCHLAFAUGEN,
UNZERBRECHLICH
ABWASCHBAR.
LIEFERBAR: NUR ÜBER DEN FACHHANDEL

DAMENBEKLEIDUNG
AUS JERSEY-STOFFEN
IN BESTER QUALITÄT
AUS NATURFASERN
UND CHEMIEFASERN
Jersey Textil
Rank & Co. / Apolda

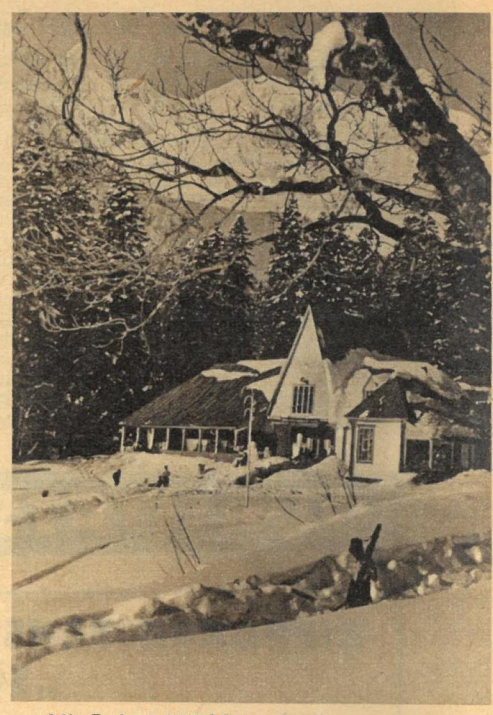


Schnell bereitet mit Tortenguß rot oder farblos
KONSUM-NÄHRMITTELWERKE ERFURT



hier Häuser

Nicht viele wagen den Weg in die blauen Berge: Er ist weit, und die wenigen Unterkunftsmöglichkeiten sind mehr romantisch als komfortabel. Im herrlichen Dombaj-Tal des Kaukasus, das im heilenden Klima und mit seinen landschaftlichen Reizen Höhenkurorten der Schweizer Alpen nicht nachsteht, können aber nur 300 Menschen im Winter und 800 im Sommer zur gleichen Zeit unterkommen. Schließlich hatte die Sowjetunion mit der Entwicklung ihrer Industrie, der Landwirtschaft und dem Wohnungsbau wichtigere Objekte zu finanzieren. Dazu kam der vorrangige Ausbau der Schwarzmeerküste mit Sanatorien und Erholungsheimen. Unter diesen Gesichtspunkten mußten natürlich so kostspielige Baupläne, wie sie für das schwer zugängliche Gebirge vorlagen, zunächst zurückgestellt werden. Doch auch die blauen Berge haben viele Verehrer. Immer lauter melden sie sich zu Wort. Einen solchen „Kaukasus-Narren" begegnete ich im Touristenheim „Tal der Sonne" in Dombaj. Er heißt Juri Alexejewitsch Kopilow, ist Baudirektor und Ingenieur, 33 Jahre alt, passionierter Skisportler und Alpinist. Vor zwei Jahren verzichtete er auf alle Vorzüge seiner Heimatstadt Moskau, um das „Neuland" West-Kaukasus zu erschließen. Am Elbrus-Massiv baute er als Chefingenieur zwei Hotels mit 728 Plätzen, eine Drahtseilbahn und – sein persönliches Glück. Seine Frau Ksenija lernte Juri auf einem Gletscher, der ihr Arbeitsplatz als Gletscherforscherin war, kennen. Dieser Mann imponierte auch mir. Mit bester Sachkenntnis und mit viel Begeisterung träumt Juri vom großen Bauprojekt der Sport- und Erholungsstätten, das bald Gestalt annehmen soll:



Ali- Bek, 2 000 Meter hoch, ist heute noch eine der wenigen Touristen-Bauden des Tiberdiner Naturschutzgebietes . . .

Laßt die Narren bauen

„Bukuriani war noch vor wenigen Jahren der einzige Wintersportkurort im kaukasischen Gebirge, in dem größere Wintersportmeisterschaften ausgetragen werden konnten. Dabei haben wir im West-Kaukasus viel größere Möglichkeiten, wie am Elbrus, im Dombaj-Tal und in Arelis. Im Bauplan ist Arelis das letzte, schwierigste und interessanteste Objekt. Es wäre ein ideales Gelände für eine Winterolympiade in der Sowjetunion. Doch das sind ferne Träume. Vorerst sind für Arelis dieselben Mittel geplant wie für das Dombaj-Tal. Das heißt, für etwa 1200 Winterplätze. In einem Olympischen Dorf aber müßten mindestens 18 000 Sportler gute Unterkünfte finden. Nach Innsbruck kamen 60 000 Touristen aus aller Welt. Da das Interesse an großen Sportfestspielen ständig steigt, müßten wir in der Sowjetunion mit ungefähr 80 000 Touristen rechnen. Keine Kleinigkeit. Im Tal des Tiberda-Flusses gibt es herrliche Landstriche, die zum Bau einer ganzen Serie von Kurorten geeignet sind, zumal dem Fluß eine Chaussee folgt, die in einigen Jahren die Kurorte Dombaj und Arelis sowie die Bezirkshauptstadt Tscherkessk mit der Schwarzmeerküste bei Adler verbinden wird. Es bleiben gegenwärtig nur 80 Kilometer auf einer Höhe von 2600 Metern und ein kleiner Tunnel zu bauen. Doch dann wird es traumhaft. Am Morgen geht man im Gebirge Skilaufen und abends kann man in den warmen Fluten des Schwarzen Meeres tauchen. Zukunftsträume? Aber ich möchte noch dies sagen: Ob wir unsere Pläne verwirklicht sehen, hängt von uns selbst ab. Bei guten Vorschlägen sagt die Regierung niemals nein. Doch wir können von ihr nicht erwarten, daß sie an alles denkt. So liegt es bei uns Narren, die unbedingt das Paradies Kaukasus erschließen und noch die Schweizer Alpen ausstechen wollen."

Bildbericht: E. Klutschewskaja / Gippenreiter

. . . aber dieser liebenswerte „Kaukasus-Narr", Ingenieur Kopilow, vertauschte die Annehmlichkeiten Moskaus mit dem Bergneuland und leitete den Bau neuer Hotels unter dem Elbrus ein.

Zwei dieser Hotels stehen am Elbrus kurz vor der Fertigstellung. Der Modellentwurf stammt von einem Moskauer Architektenkollektiv, 400 Gäste finden unter dem Dach der modernen Bauten in Ein- und Zweibettzimmern Unterkunft.

An der Baude Ali-Bek sind solche Winterfreuden zu jeder Jahreszeit zu genießen. Daß der West-Kaukasus einmal Treffpunkt der olympischen Jugend sein wird, das wünschen die „Kaukasus-Narren".

„Nur dreifuffzich die Kurpackung
unserer tausendfach bewährten Schlankheitspillen,
meine Herrschaften!"

„Herr Ober,
als Nachtisch ein Glas Wasser!"

„Sie müssen Ihre Medizin
wohl selbst bezahlen?
Bei mir zahlt alles die Kasse!"

„Ich kann den Chef jetzt nicht stören,
Kollege Mücke, er arbeitet gerade mit allen Mitteln
an der Senkung des Krankenstandes . . ."

THEO IMMISCH

DES MENSCHEN P~~W~~ILLE IST SEIN HIMMELREICH!

„Herrlich, dieses naturverbundene Leben!
Heute können wir unsere Schlaftabletten mit reinem,
klarem Quellwasser nehmen!"

„Ich brauche was fürs Herz,
Fräulein Karin!"
„Tabletten oder Tropfen?"

„Etwas benommen
bin ich ja von den acht Tabletten,
aber dafür sind meine Zahnschmerzen
wie weggeblasen."

„Ich habe zufällig
eine Lezithin-Tablette bei mir, Trudchen!"